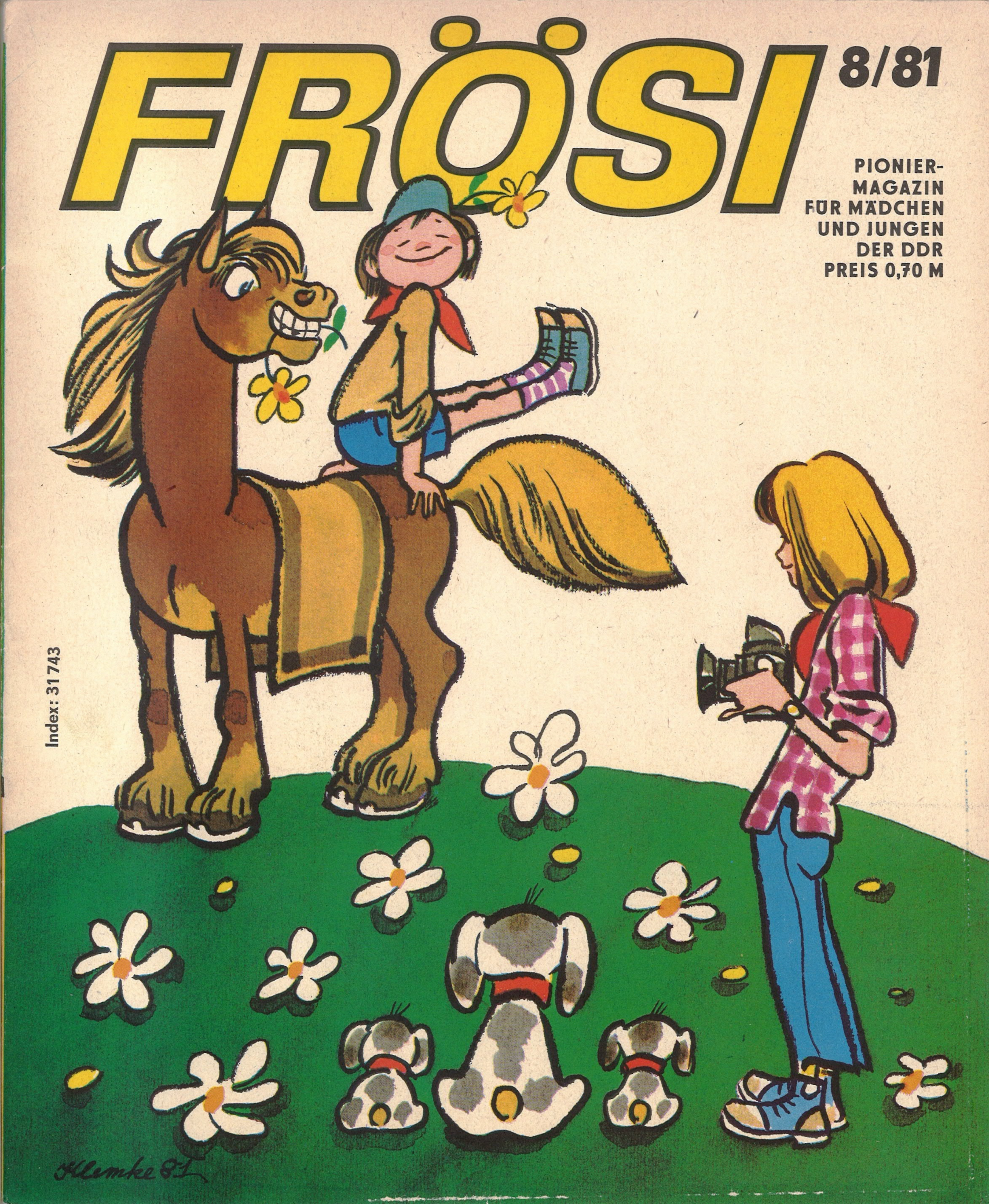
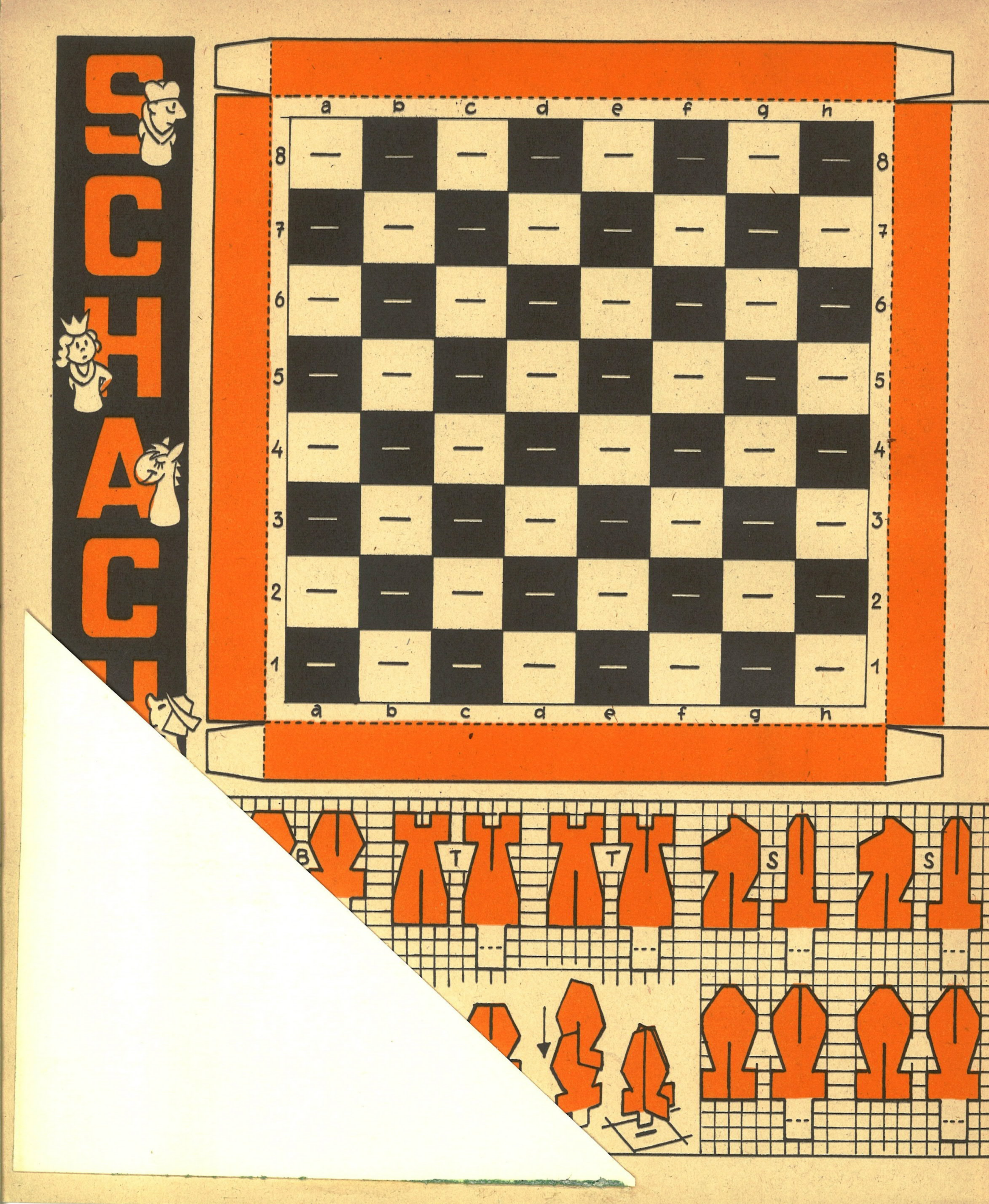
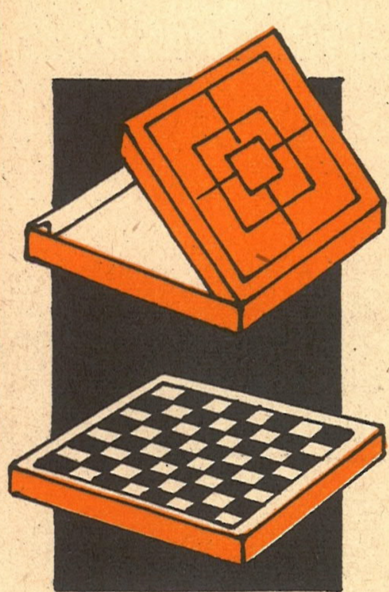

FRÖSI
8/81
PIONIER-
MAGAZIN
FÜR MÄDCHEN
UND JUNGEN
DER DDR
PREIS 0,70 M
Index: 31 743
Klemke 81


SCHACH
a b c d e f g h
8 7 6 5 4 3 2 1
B
T
T
S
S

Bastelanleitung für das „Spielemagazin"

Schneidet die große Schnittzeichnung und die weißen und schwarzen Linien in den Spielfeldquadraten vorsichtig ein. Ritzt alle punktierten Linien vor. Dreht die Arbeit um und falzt die schmalen Randstreifen. Klebt die Randstreifen (Seite mit dem Schachspiel) mit den weißen Falzen zusammen. Die Randstreifen des Mühlespielfeldes werden nicht geklebt. Diese Hälfte dient nur als Deckel für die Schachtel. Auf der Innenseite der Schachtel habt ihr nun das Zahlenspiel. Die Einzelteile der beiden Legefiguren können ebenfalls ihren Platz in dem „Magazin" finden.

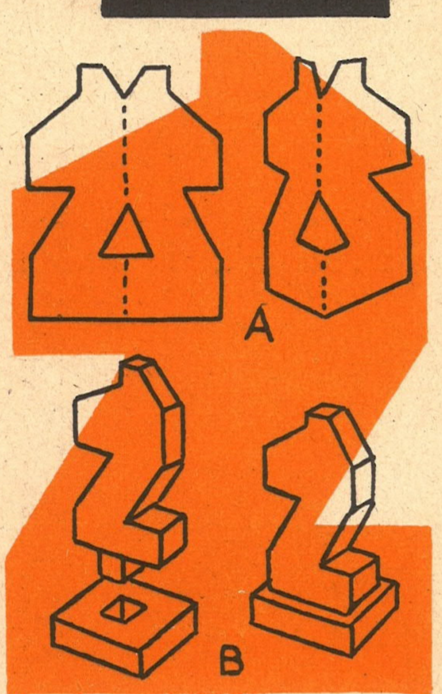
Zeichnungen: Otto Sperling

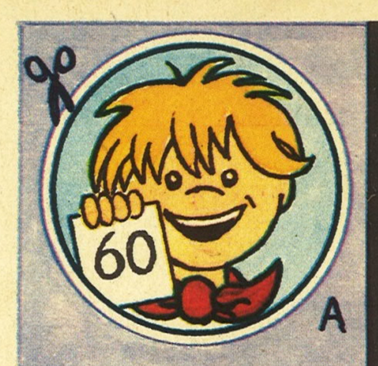


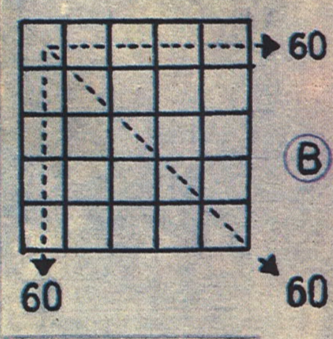
Für die Schachspieler unter euch hier ein Steckschachspiel. Es ist schnell gebastelt und wird bestimmt in eurem Reisegepäck noch Platz finden. Wer nicht Schach spielt, wird ebensoviel Freude an diesem kleinen Spielmagazin haben, wenn ihr im Ferienlager, im Zelt oder am Strand euch mit einer Partie Dame oder Mühle unterhalten könnt. Die Schachfiguren schneidet aus dieser Seite aus. Die fehlenden Figuren lassen sich mit Hilfe des Quadratnetzes anfertigen. Wie ihr aus der Zeichnung unten in der Mitte zwischen den Figuren sehen könnt, werden die zwei Teile jeder Figur nur ineinandergesteckt. Die kleine „Zunge" unten an den Figurenteilen falzt an den punktierten Linien und klebt sie zusammen. Sie sind die „Stecker". Dieses kleine Schachspiel eignet sich sehr gut zum Lösen von Schachaufgaben.

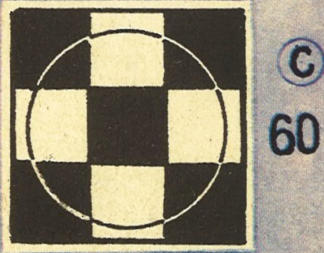
Was haltet ihr denn von einem großen Schachspiel, das in einer Ecke auf dem Schulhof oder der Turnhalle aufgebaut werden kann? Ohne Schwierigkeiten lassen sich die Figuren aus starker Pappe falten (Abb. A). Haltbare Figuren sägt aus Preßspan oder nicht zu starkem Holz (Abb. B). Das Spielfeld selbst sollte aus 64 einzelnen Quadraten bestehen, die sich schnell aneinanderlegen lassen und wieder abgebaut werden können. Das Material ebenfalls Preßspanplatten.

Eine schöne Aufgabe für den Werkunterricht! Besprecht es mit euren Lehrern. Sicher habt ihr selbst noch bessere Ideen für die Ausführung.









Sechzig sind es

1. Schneidet die Kreisscheibe (Abb. A) aus. Legt sie so auf die Zahlen des Spielfeldes, daß neun Felder bedeckt sind. Die Summe der vier Außenzahlen und die verdeckte Mittelzahl (siehe linke Zeichnung) ergeben zusammen stets 60.

2. Die Summe der fünf Zahlen auf jeder beliebigen Waagerechten, Senkrechten oder Diagonalen ergeben gleichfalls 60 (Abb. C).

3. Laßt von einem Mitspieler 6 Zahlen mit einem Papierstreifen oder einem kleinen Hölzchen bedecken. Laßt euch die erste Zahl nennen. Ihr könnt sofort das Ergebnis der 6 Zahlen sagen, wenn ihr die genannte erste Zahl zu 60 hinzuzählt.

4. Wer findet auf diesem Spielfeld ein Quadrat mit 4 Feldern, bei dem die Summe der 4 Zahlen ebenfalls 60 ist? Probiert es und überzeugt euch selbst!

Wer schafft es als erster?

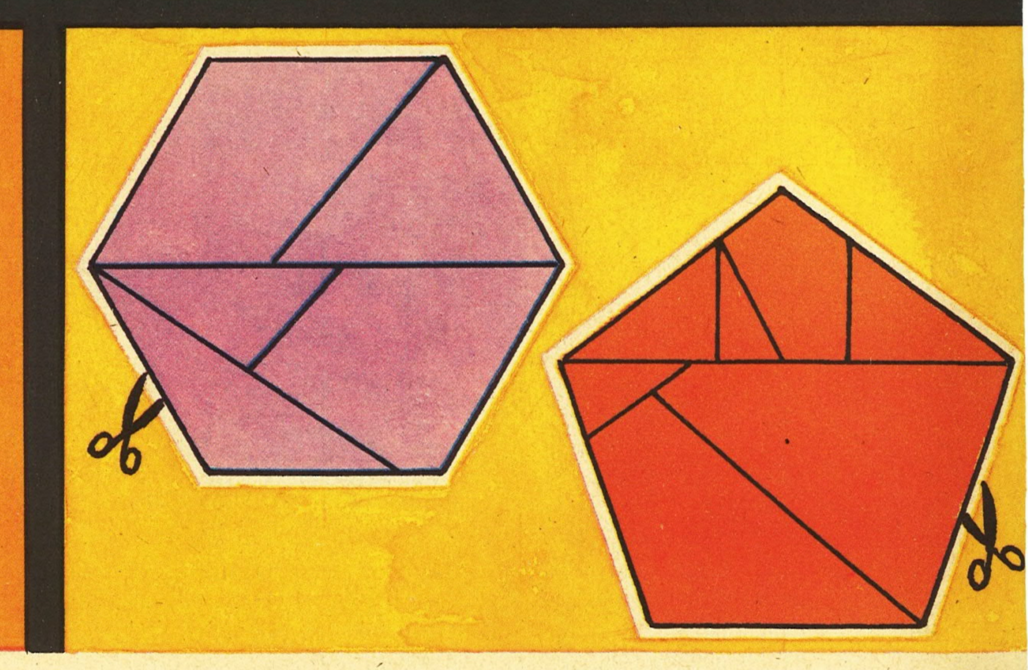
Jeder der beiden Spieler setzt seine 9 Spielfiguren auf die dunklen Felder der Spielfeldecken. Abwechselnd kann jeder eine Figur jeweils ein Feld weiterziehen. Wie beim Damespiel kann man springen, wenn ein eigener oder fremder Stein in Zugrichtung steht und sich dahinter ein leeres Feld befindet.

Ziel ist es, seine Figuren als erster auf die leeren Felder der gegenüberliegenden abgegrenzten Ecke zu bringen.
Ihr könnt es auch so spielen, daß nur über fremde Steine gesprungen und diese geschlagen werden. Wer die meisten Steine in die andere Spielfeldecke bringt, ist Sieger!

23	10	2	19	6	23	10	2	19	6	23
4	16	8	20	12	4	16	8	20	12	4
5	22	14	1	18	5	22	14	1	18	5
11	3	15	7	24	11	3	15	7	24	11
17	9	21	13	0	17	9	21	13	0	17
23	10	2	19	6	23	10	2	19	6	23
4	16	8	20	12	4	16	8	20	12	4
5	22	14	1	18	5	22	14	1	18	5
11	3	15	7	24	11	3	15	7	24	11
17	9	21	13	0	17	9	21	13	0	17
23	10	2	19	6	23	10	2	19	6	23

Legespiel

Schneidet das Fünf- und Sechseck aus. Wer kann in kürzester Zeit die Figuren wieder zusammensetzen? Das ist nicht so einfach!



Zeichnungen: Otto Sperling

FRÖSI

8/81

PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN

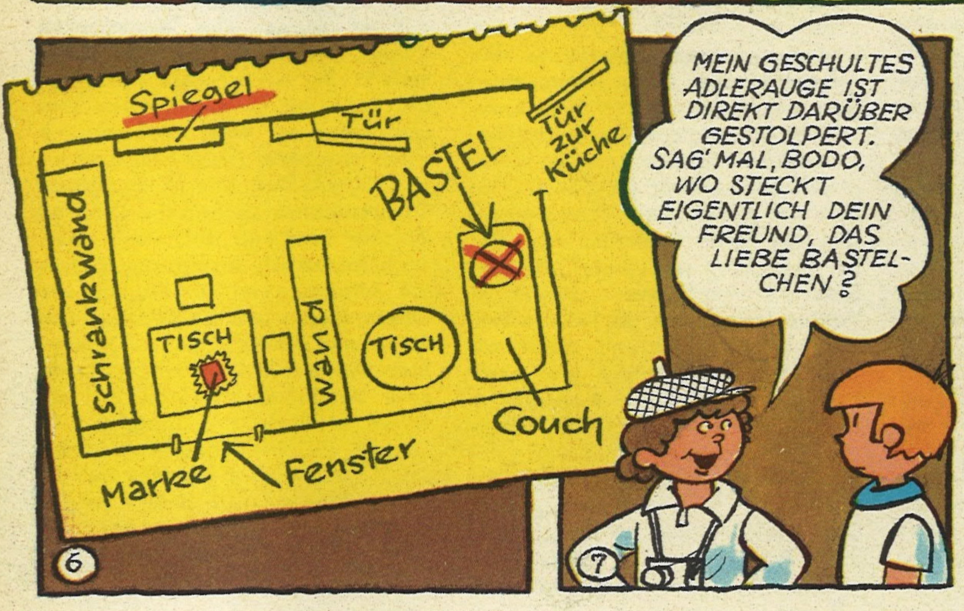














BEI SEINER OMA IM NACHBARHAUS...

DANN GRÜSS' IHN SCHNELL VON TÜTE UND CO. SAG' IHM, WIR HÄTTEN DEN SCHWINDEL ERKANNT. ER SOLL DIR DIE VON IHM GEMAUSTE MARKE ZURÜCKGEBEN. ABER DALLI!

8

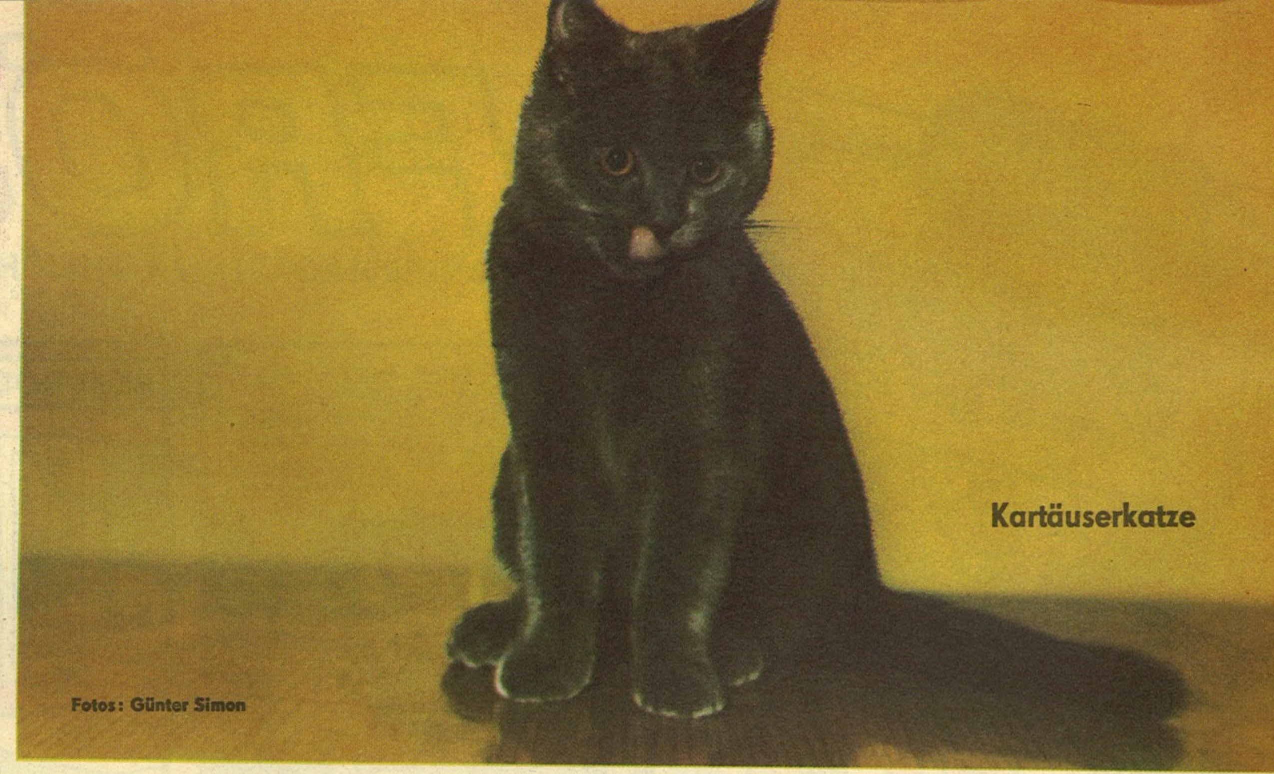
SEID AUCH IHR GESTOLPERT? HABT IHR ENTDECKT, **WAS** BASTELS AUGENZEUGENBERICHT ALS SCHWINDEL ENTLARVT? DANN SCHREIBT DIE LÖSUNG AUF EINE POSTKARTE. SENDET SIE BIS ZUM 20. OKT. 81 AN "FRÖSI", 1026 BERLIN, PSF 43. KENNWORT "KRIMI 4".

ES SIND WIEDER PREISE ZU GEWINNEN!

AUFLÖSUNG HEFT 11/81

Zeichnungen: Richard Hambach





Kartäuserkatze

Fotos: Günter Simon

SAMTPFÖTCHEN und

Seit etwa zehntausend Jahren gibt es die Familie der Katzen (Felidae), der auch unsere Hauskatze angehört. Wo nun die „Wiege" unserer Hauskatze stand, darüber gibt es verschiedene Ansichten. Sicher ist, daß die Falbkatze eine Stammform unserer heutigen Katze ist, jedoch nicht die einzige. Überall wo wilde Kleinkatzen leben, gibt es wahrscheinlich Kreuzungen zwischen ihnen und den dort lebenden Hauskatzen.

Die Katze gehört wie der Hund zur höchstentwickelten Familie der Raubtiere, und doch wurde sie vom Menschen bei der Haustierwerdung erst zuletzt miteinbezogen (6. bis 3. Jahrhundert v. u. Z.). Als man anfing Vorratshaltung zu betreiben, wurde die Katze als Vertilger von Schadnagern für den Menschen interessant. Auch die Katze lernte das reiche Nahrungsangebot in der Nähe des Menschen zu schätzen.

Unsere heutigen Rassekatzen sind ebenfalls Hauskatzen, aber eben „reinrassig", was durch gezielte Züchtung ermöglicht wurde. Jede anerkannte Rasse weist einen genauen Standard (Beschreibung der Rassekennzeichen) auf. Tiere, die davon abweichen, sind nicht für die Zucht zugelassen. Wir unterscheiden zwei Gruppen bei den Katzen – die Langhaar- und die Kurzhaarrassen.

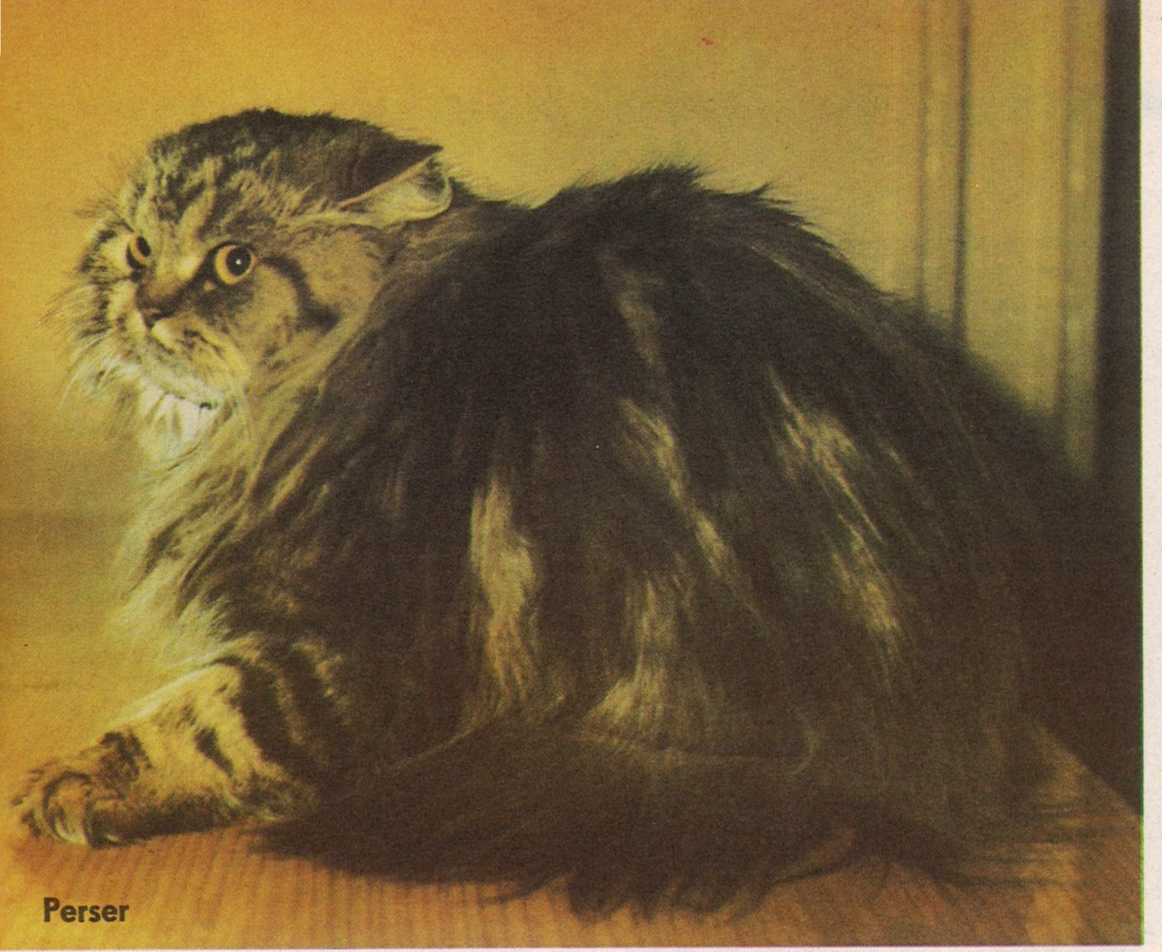
Zu den Langhaarigen zählen die Perserkatzen. Vom Typ sind es massige, gedrungene Katzen mit rundem Kopf, kurzer Nase, großen, runden, auseinanderliegenden Augen, die sehr ausdrucksvoll sind, und kleinen Ohren. Die Beine sind kurz und kräftig. Das Haar ist extrem lang, am Hals aufgeplustert wie eine weiche Seidenkrause, und der Schwanz herrlich buschig. Haar, Augen und Ohren bedürfen einer intensiveren Pflege als bei den kurzhaarigen Verwandten. Perser sind äußerst dekorativ und rein äußerlich am weitesten vom Haus- und Wildkatzentyp entfernt. Ihr Temperament ist eher zurückhaltend und nicht so fordernd in ihrer Liebe wie Siamkatzen. Man züchtet viele verschiedene Farbvarianten von ein- bis mehrfarbig (schwarz, weiß, blau, rot, creme, rauchfarben, chinchilla, schildpatt, bicolour, gestromt, blau-creme).

Den Perserkatzen nahestehend sind die Colourpoint (früher Khmerkatzen genannt), die nach 1918 durch Kreuzen von Perser- und Siamkatzen herausgezüchtet wurden. In ihrem äußeren Erscheinungsbild gleichen sie fast dem der Perser. Vom Temperament sind sie etwas lebhafter und anschmiegsamer, was ihnen von der Siamkatze vererbt wurde. Das Haarkleid ist etwas kürzer als bei den Persern, es ist dicht und weich mit einer vollen Halskrause und einer kräftigen Färbung der Haarspitzen. Die Körperfarbe ist hell, die Abzeichen wie bei den Siam (schwarzbraun, blau, schokoladenfarbig, lila, rot).

Die Kartäuserkatze ist eine besondere Schönheit unter den europäischen Kurzhaarkatzen. Die Zucht dieser blauen Rasse reicht bis in das Altertum zurück. Es sind ruhige, ausgeglichene Tiere, mit freundlichem Wesen und leicht zu halten. Die Kartäuserkatze hat einen breiten, runden Schädel. Ihr Haar ist dicht, von plüschartigem Aussehen und seidigem Glanz, von aparter blauer Färbung mit einem silbernen Schimmer im Gesicht und an den Pfötchen. Der Körper ist massiv und schwer, mit breiter Brust und muskulösen Beinen, der Schwanz nicht zu lang. Die Augenfarbe reicht von gelb über orange bis kupfer.

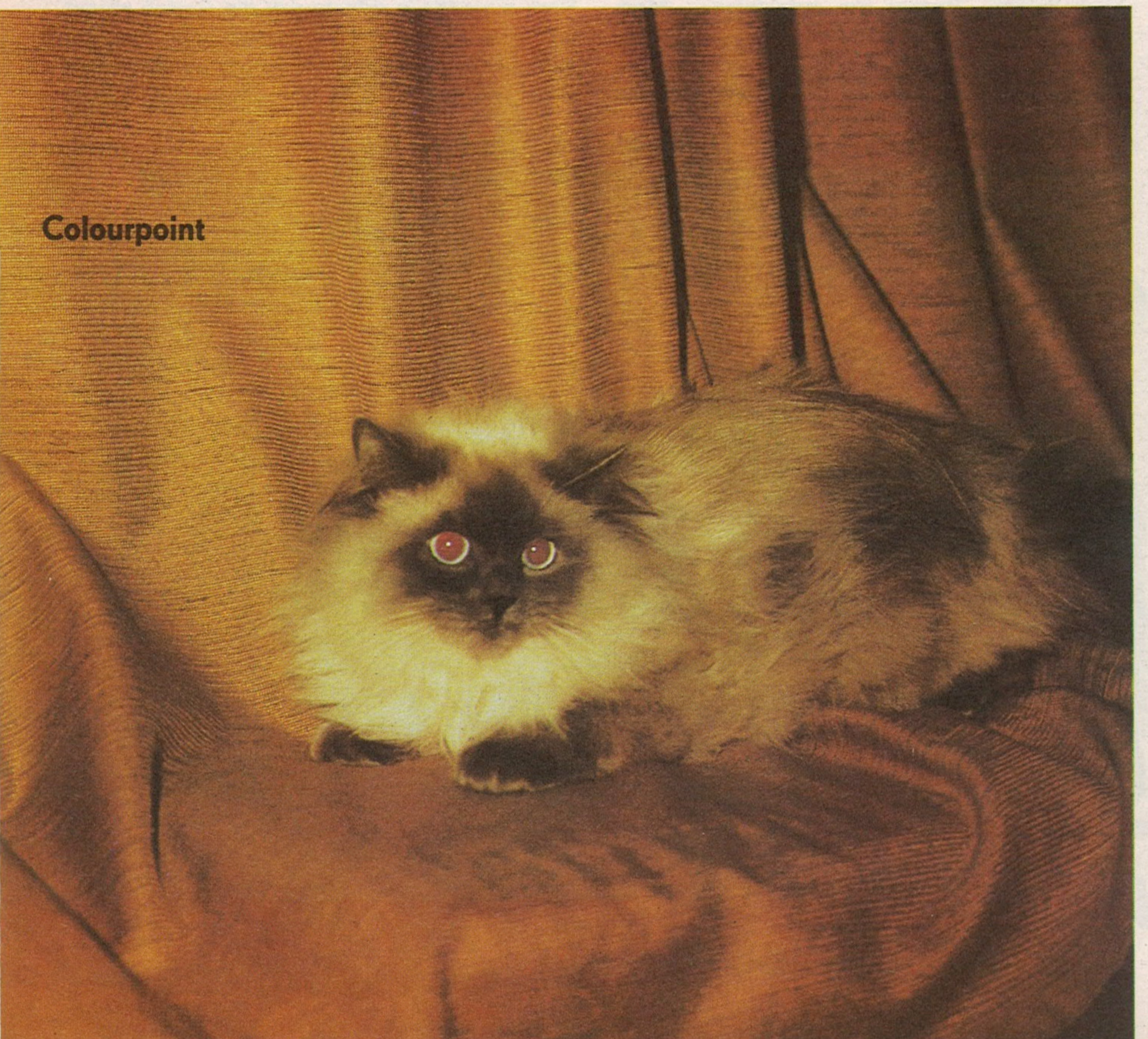
Wohl die bekannteste aller Rassekatzen ist die Siamkatze, die in ihrer Heimat als Tempeltier verehrt und gehütet wurde. Der überschlanke Körper, hochbeinig und muskulös, verleiht ihr ein graziles Aussehen. Der Schwanz ist gertenschmal und sehr lang, der Kopf keilförmig mit weitangesetzten, großen hochstehenden Ohren. Die Siam ist das ganze Gegenstück zur Perserkatze. Das Fell ist sehr kurz und dicht, weiß oder cremefarben mit deutlich abgegrenzten Abzeichen im Gesicht, um die Ohren, Pfoten und am Schwanz. Die Augen sind mandelförmig und saphirblau. Die Siamkatze ist stets aufmerksam. Ihr Temperament ist oft des Guten zuviel, sie ist aufdringlich und „redet" mit einer heiseren, schrillen Stimme. Siam sind gelehrig und in ihrem Verhalten dem Menschen gegenüber am „hundeähnlichsten".

Regina Lehmann

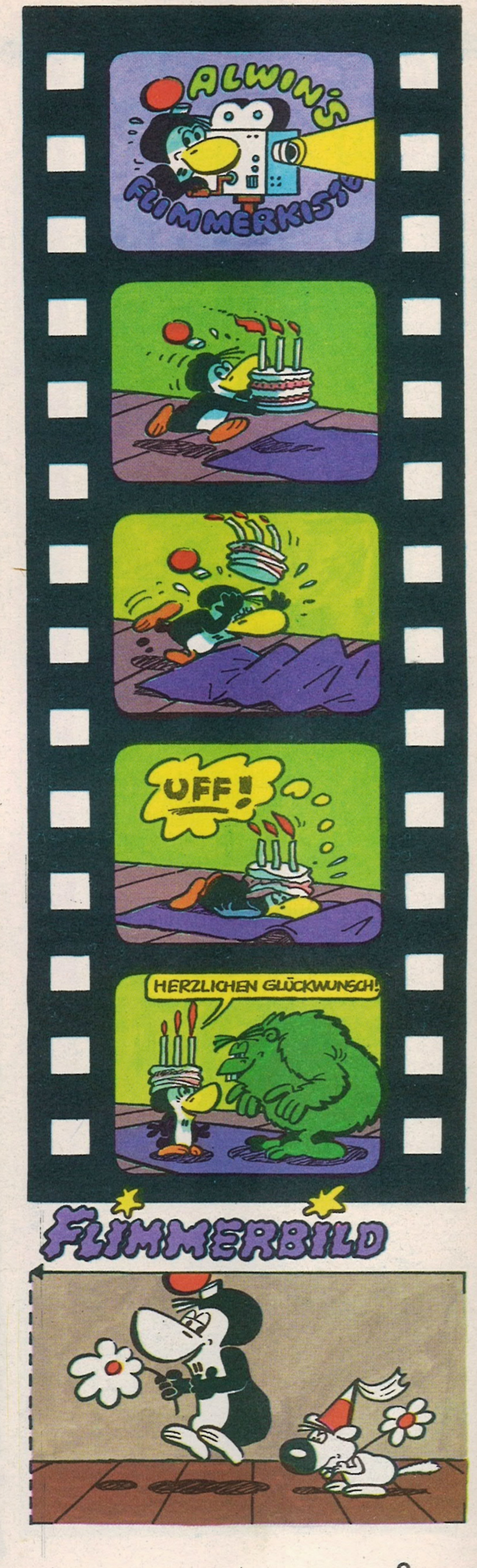


Perser

scharfe KRALLEN



Colourpoint

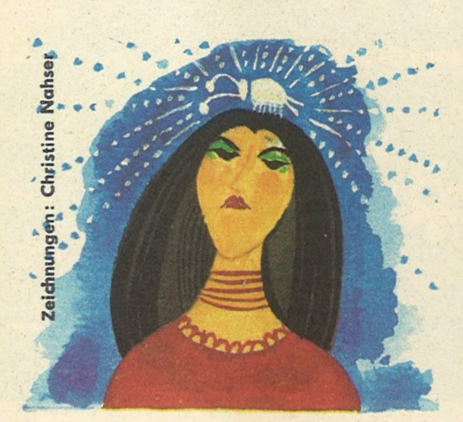


Wußtest du schon...

... daß der Schuppenwaran in Indien manchmal als „lebender Gebirgslastenträger" benutzt wird? Um das mächtige Reptil (bis zu zwei Meter) wickelt man ein Seil und steigt dann die Felswand hoch, die man überwinden möchte. Über Führungshaken, die extra für ihn angebracht wurden, steigt der Waran nach oben.



... daß es in Nordafrika einen Baum gibt, der in seiner Rinde soviel Phosphor enthält und ein so intensives Licht ausstrahlt, daß man nach Behauptung von Augenzeugen nachts unter seiner Krone ohne weiteres Zeitung lesen kann?
Eine noch größere Fähigkeit zum Selbstleuchten gibt es bei einigen Insekten. Ein völlig ausreichendes Laternchen erhält man, wenn man den Kakujuskäfer, der in Costa Rica lebt, in ein Glasgefäß setzt. Das „lebende Lämpchen" brennt so lange und so hell, daß man bei seinem Licht ungehindert lesen kann.
Doch diese Insekten haben noch einen zweiten „Beruf": sie müssen oft die Rolle eines Schmuckstückes spielen. Die ansässigen Modedamen tragen sie abends anstelle von Perlen, Ketten und Broschen. Man sagt, daß der lebende Schmuck sehr wirkungsvoll sei.



Zeichnungen: Christine Nahser

ACHIM ELIAS

Mit dem Kopf

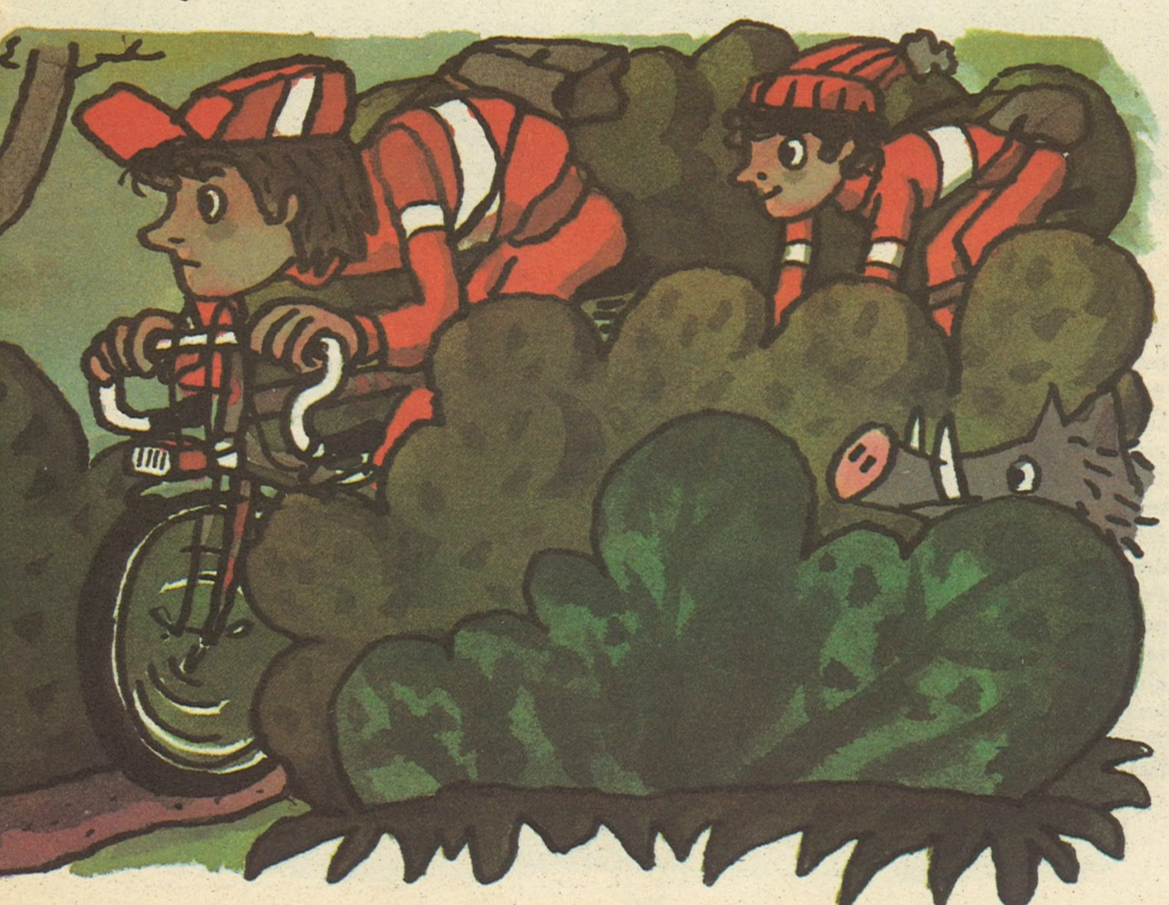
Das Training hatte sich hingezogen an diesem Nachmittag. Als wir die Räder aus dem Ständer schoben, bemerkte Thomas, daß sein Licht nicht brannte. „Mist!" knurrte er, während er hastig die Kontakte prüfte, mit den Fingern dann die Kabelstrippen entlangtastete, um eine Bruchstelle oder einen Riß aufzuspüren. „Jetzt kann ich den Bock schieben, vier Kilometer, Mann!"
Würmchen, der Trainer, verschloß die Halle, sah, sich umwendend, unser Zögern, behob den Schaden und sagte dann: „Fahrt durch den Wald, 's ist sicherer als auf der Straße. Aber bleibt zusammen!"
Ich kannte den Weg.
Überm Kahlenberg hing noch die Sonne, im Wald aber verlosch schon der Tag. Im schwindenden Licht lag der schmale, grasüberwucherte Weg grau zwischen den schwarzen Wänden der Baumreihen. Ein Nachtvogel schrie.
Thomas drängte mich, das Licht einzuschalten. Ich wollte kein Licht, ich brauchte es nicht. Ich wußte, an welcher Stelle die Sauen ihren Wechsel über den Weg hatten; dort war oft das Gras aufgerissen, der Boden um und um gewühlt. Weiß der Teufel, was die Biester da suchten. Unten, zum Dorf hin, hatte Wasser den Pfad ausgespült, man mußte absteigen und ein Stück am Rande laufen. Ich kam oft hier entlang, die glatte Straße war mir zu langweilig.
An der steilen Auffahrt zum Kahlenberg bremste ich, stieg ab. Von hinten kam ein Stoß, das Schutzblech knackte. Thomas war aufgefahren. „Mach endlich das Licht an!" schrie er.
„'n Bremslicht, wie?" fragte ich, richtete das Schutzblech, prüfte, ob es am Reifen schnurrte.
„Hab ich 'nen Lkw oder was?"
„Wie'n normaler Mensch sollst du fahren!" knurrte Thomas. „Hast doch gewußt, daß ich hinter dir bin." Und dann: „Immer mit dem Kopf durch die Wand!"
Immer mit dem Kopf durch die Wand! – einer von Thomas Lieblingssprüchen war das, vom Trainer hatte er den. Tausendmal schon hab ich ihn gehört. Aber wenn der Ball kommt und ich bin nahe am Tor, vergesse ich alles: Abseitsregel, Abspielpflicht. Mir ist dann, als ob von unserer Mannschaft nur ich allein im Strafraum bin. Und noch einen Lieblingsspruch hatte Thomas: „Disziplin, Mann! Disziplin, Mann!" sagte er, ebenso wie die Pionierleiterin, wenn ich im Freundschaftsrat anderen ins Wort fiel.
Wir waren den Kahlenberg schon beinahe hinauf, da sah ich dort, wo der Weg wieder steil abfällt, einen schwankenden Schatten. Ein Mann ging dort. Breit und dunkel hob sich die Gestalt gegen das Stück grauen Himmels ab. Ich verhielt. „Da ist einer!" Thomas kam neben mich. Angestrengt sah er nach vorn. „Wer kann das sein?" fragte er leise.
Wir duckten uns auf die Lenker. „Gut, daß ich kein Licht angemacht habe", sagte ich, „er hätte uns lange bemerkt."
Die Gestalt bog plötzlich zum Wegrand ab, hielt sich dann mit beiden Händen an einem Baum fest, senkte den Kopf zwischen die Arme. „Der ist blau", meinte Thomas.
Nach einer Weile richtete sich die Gestalt wieder auf, ging schwankend ein paar Schritte und war dann hinter der Kuppe des Berges verschwunden. „Los, hinterher!" zischte ich. „Wenn er den Weg



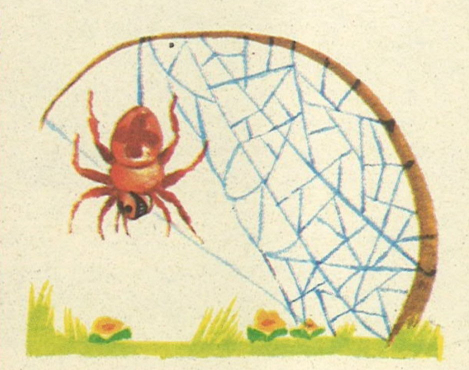
Zeichnung: Fred Westphal

durch die Wand!

zum Dorf hinabtorkelt, dann flitzen wir mit den Rädern vorbei. Komm!"
Vorsichtig spähend kamen wir oben an. Die Gestalt war wie vom Erdboden verschluckt, der Weg war leer. Ich drückte den Dynamo an den Reifen, hob das Bein über die Querstange. „Paß auf, wo ich langfahre, los, karacho!"
„Ist da jemand?" fragte eine Stimme, paar Schritte nur von uns entfernt. Ein halblauter Schrei kam von Thomas, auch ich schreckte zurück. Unsere Räder schepperten zu Boden. Wir sprangen ins Dickicht.
„Verstecken Sie sich nicht!" bat die Stimme. „Ich brauche Hilfe!" Die Stimme war matt. Wir gaben keine Antwort.
„Wie einer, der angetütert ist, redet der nicht!" flüsterte ich. „Dem ist schlecht oder er hat Schmerzen."
Thomas wich zurück. „Egal, was ist", sagte er, „ich gehe nicht hin. Meine Mutter hat gesagt, manchmal verstellt sich so einer und dann ..."
Vielleicht hat Thomas recht, dachte ich. Aber wenn er wirklich Hilfe braucht? „Wer sind Sie?" rief ich halblaut, hob mich langsam vom Waldboden hoch, um rechtzeitig zurückweichen zu können.
Die Gestalt kam näher. Der Mann breitete die Arme aus. „Steinert heiß ich, Hans Steinert, ich bin aus ..." Er verstummte.
„Der Steinert ist es!" sagte ich zu Thomas. Und als der starr blieb, sich immer noch duckte, fuhr ich ihn an: „Der Steinert, hast du nicht gehört?" Thomas rührte sich nicht.
Vorsichtig verließ ich die Deckung. „Was ist Ihnen?" fragte ich.
„Das Herz, Junge, mir ist schlecht! Hol aus dem Dorf jemanden, schnell!"
Thomas kroch auf den Weg, richtete sich auf. Langsam kam er her. „Wie ist'n das passiert?" fragte er.
„Frag nicht, fahrt zu!" stöhnte der Mann. Ich sprang zurück und nahm mein Rad. „Bleib bei ihm!" sagte ich, „ich hole den Förster."
„Ich komme mit!" sagte Thomas entschieden und hob sein Rad auf.
„Einer muß bei ihm bleiben!" Ich schob ihn zurück.
„Und wenn du stürzt?" fragte er. Er hielt mein Rad fest.
Wütend wollte ich ihm die Hand wegreißen, da besann ich mich plötzlich: Nicht mit dem Kopf durch die Wand! „Fahr du", sagte ich ruhig, „ich bleibe hier."
Thomas schüttelte den Kopf. Da riß ich ihm das Rad aus der Hand, schob es vor. Thomas machte noch einen Schritt mir nach.
Ich sprang auf den Sattel, fuhr den Berg hinab. Der Lichtstrahl meiner Lampe hetzte über den Boden. Los, karacho! Ich sah die scharfen Rinnen, die das Wasser in den Weg gespült hatte. Ich mochte nicht ausweichen.
Da kam ein Schlag gegen das Tretlager, ich schleuderte, stürzte. Als ich mich aufrappelte, spürte ich ein Brennen am Ellbogen.
Ich hob das Rad auf. Der Hinterradreifen schnurrte an der Strebe ... 'Ne Acht, auch das noch, verflixt! dachte ich. Und dann: Immer mit dem Kopf durch die Wand!
Ich rannte. Im Hof des Försters war noch Licht.



... daß auf den Salomonen und den Fidschi-Inseln lebende Spinnen die Eingeborenen mit Fischernetzen versorgen?
Das geht ganz einfach vor sich. In der Nähe eines Wohnhauses bindet man die Spinne an eine gebogene Gerte. Sobald die Stütze fertig ist, macht sich die Spinne an die Arbeit. Nach kurzer Zeit ist das Netz fertig. Es wird behauptet, daß dieses Netz an Festigkeit einem aus Kunstfasern nicht nachsteht.



... daß die Kolibris die kleinsten Vögel der Welt sind? Eigentlich gehören sie zu den Bewohnern der Tropen. Es sind Vögel der Neuen Welt. Es gibt 320 bis 330 Arten. Sie leben hauptsächlich in Süd- und Mittelamerika. Nur einige Arten kann man auch im südlichen Teil Nordamerikas antreffen.
Der Topas-Kolibri wiegt nur 3,5 g und nistet auf Feuerland, wo die jährlichen Vogelzüge enden. Vom Nistplatz bis zum Überwinterungsplatz sind es 900 km. Der Vogel legt sie in zehn Stunden zurück, ohne unterwegs anzuhalten. Während des Fluges macht der Kolibri sechzig Flügelschläge in der Sekunde. Was für eine ungeheure Arbeit leistet dieser winzige Vogel während des Fluges.



Übersetzung aus dem Russischen: Dagmar Regener



DIORAMAMONUMENT

Ein Maler steht vor der schlichten Größe eines den faschistischen Raubkrieg anklagenden Monuments. Er hat neben anderen daran mit der Feinfühligkeit seiner künstlerischen Hände und einer besonderen inneren Bewegtheit seines kämpferischen Herzens gearbeitet. Das mahnende Dioramamonument in Wünsdorf, vor den Toren Berlins, spiegelt einen dramatischen Abschnitt auch seines eigenen pulsierenden Lebens wider. In die ihm übertragene äußere Gestaltung hat er seinen klaren Standpunkt vom heldenhaft kämpfenden Sowjetsoldaten im Großen Vaterländischen Krieg eingegraben, seine optimistische Zuversicht von der Kraft des Friedens und die Gewißheit, daß er ihn in starken und sicheren Händen weiß.



Der Maler, Professor Werner Nerlich, erlebte das Ende des Tausendjährigen Reiches, die alles entscheidende Schlacht um Berlin, in den vordersten Reihen der Roten Armee als Agitator des Nationalkomitees Freies Deutschland. Seite an Seite mit den ungezählten tapferen Rotarmisten kämpfte er mit der Kraft des gesprochenen Wortes gegen das weitere sinnlose Blutvergießen. Täglich und stündlich erlebte er im Feuer des Sturmes auf die letzten Bastionen faschistischer Gewalt das stille Heldentum der Soldaten mit, den Roten Stern an ihren Stahlhelmen, denen das Diorama in erschütternder und ergreifender Weise ein nachhaltiges Denkmal setzt. Immer wieder schaut er beim Rundgang in die kampfgezeichneten Gesichter und sucht das einmalig Ausdrucksstarke von Hauptmann Korinmann, dem die Faschisten seine ganze Familie umbrachten und der seinen Haß auf die Unmenschlichkeit der Okkupanten durch die menschliche Größe seiner sieghaften kommunistischen Überzeugung ihm besonders eindringlich nahe brachte. Sowjetische Genossen wie Hauptmann Korinmann waren es, die ihm bei seinen Lautsprechereinsätzen noch vor der ersten Frontlinie den sicheren Feuerschutz gewährten, die ihn formten in seiner Haltung, als Deutscher in diesem Krieg auf der richtigen Seite zu stehen. Tausende Kilometer blutgetränkter russischer Erde war der ehemalige Überläufer Nerlich gemeinsam mit der 96. Gardedivision der Roten Armee kämpfend vorwärts gegangen, von den Pinsker Sümpfen über die Stätte des faschistischen Grauens, das Konzentrationslager Treblinka, bis zu Hitlers Reichskanzlei.

Durch seine kluge und geschickte Agitation kehrten an den einzelnen Frontabschnitten tausend seiner Landsleute der faschistischen Wehrmacht den Rücken und entrannen so ihrem sicheren Tod. Professor Nerlich ist ihnen damals in den Kriegsgefangenenlagern als Mitglied des Nationalkomitees Freies Deutschland wiederbegegnet. Nicht alle sahen in ihm einen Deutschen, der die Sinnlosigkeit dieses barbarischen Krieges vom ersten Tag seiner Entfesselung verabscheute und den die Nazis dafür in ein Strafkommando zum Minenlegen steckten. Für viele war er der Deserteur, der sich feige abgesetzt hatte und hier in der Gefangenschaft alle zu Kommunisten bekehren wollte. Auch hier war es wieder die Hilfe der sowjetischen Genossen, die ihm bei seiner unermüdlichen Arbeit in den Lagern mit ihrem aktiven Rat zur Seite standen und manche Vorurteile ausräumten. Wenn er mit seinem großen Gestalterkollektiv am Diorama von Wünsdorf so überzeugend gearbeitet hat, dann verneigt er sich mit seiner künstlerischen Arbeit auch vor den neben ihm gefallenen Soldaten und Offizieren der Roten Armee, denen diese Stätte des mahnenden Gedenkens gewidmet ist.

Ralf Kegel

Fotos: Heinz Schönfeld, Alfred Paszkowiak

Das unbescheidene Veilchen

Irgendwann, irgendwie war ein Samenkörnchen auf die Wiese gelangt. Als sich drei Blättchen aus der Erde schoben und entrollten, sahen alle: es waren die herzförmigen Blättchen eines Veilchens. Die Wiesenbewohner waren voller Vorfreude und Erwartung. Endlich sproß ein blaues Veilchen. Aber was war das?

Es hielt sein Blütengesicht nicht auf Veilchenart nach unten. Nein, es verdrehte den Hals, schaute hinauf zum Himmel und begrüßte die anderen Wiesenbewohner nicht einmal.

Diese aber riefen freundlich: „Sei willkommen auf unserer Wiese!“ Das Veilchen aber sagte schnippisch: „Ich bin etwas Besonderes auf dieser dummen Wiese!“

„Das ist keine dumme Wiese – du bist eine dumme Liese!“ rief angriffslustig die Brennessel.

„Ich heiße nicht Liese, sondern Viola odorata, und das ist Lateinisch“, entgegnete das Veilchen selbstbewußt.

„Was soll denn da Besonderes sein?“ lispelte schüchtern das Gänseblümchen. „Ich heiße Bellis perennis.“

„Bellis perennis? Das klingt doch genauso einfältig wie Gänseblümchen“, lachte spöttisch das Veilchen. „Das würde ich an deiner Stelle gar nicht erwähnen.“

Das Gänseblümchen war so gekränkt, daß es an jedem einzelnen weißen Blütenblättchen errötete. Es sagte gar nichts mehr und war ganz traurig.

Der Löwenzahn, der sich über das eingebildete Veilchen ärgerte, rief zornig: „Ich, der Löwenzahn, auch Taraxacum genannt, bin hier der Stärkste und der Schönste. Meine Blüte gleicht der Sonne. Meine Samen können sogar fliegen. Obendrein bin ich von der Wurzel bis zur Blattspitze heilkräftig. Als Rohkost schätzt mich Mensch und Tier, bitte sehr!“ Das Veilchen ließ sich aber nicht einschüchtern. Es lachte keß und rief spöttischer als zuvor: „Taraxacum – Brimborium, mit deinen Löwenzähnen hast du noch keinen gebissen. Bis jetzt bist immer nur du gebissen worden, gerade weil du nützlich bist, du Pustekopf!“

Da seufzte die Wiese vor Enttäuschung. Sie war so glücklich gewesen, endlich auch Veilchen zu beherbergen.

„Wir wollen das unbescheidene Veilchen gar nicht mehr beachten“, sagte sie zu ihren Bewohnern. „Wir selbst haben es mit unserer besonderen Aufmerksamkeit verdorben.“

„Ich hole es in meine dunkle Wohnung hinab, da kann es mir mit seinem Duft nützlich sein“, eiferte der Ohrwurm.

„Aber nein, mir muß es mit seinem Nektar dienen“, summte das fleißige Bienchen.

„Hilfe! Hilfe!“ jammerte das Veilchen. „Ich will nicht dienen. Ich will nicht nützlich sein. Ich will immer nur schön sein!“

Aber die Biene drängte sich schon in die Blüte und brummte beruhigend: „Was bist du nur für ein Dummchen. Schön sein gehört doch zu deinen Aufgaben. Du wirst Samen tragen und im nächsten Jahr werden hier schon deine Kinder blühen.“ Und die Wiese ergänzte: „Dann werden wir darauf achten, daß sie nicht wie du das liebe Gänseblümchen und den wertvollen Löwenzahn beleidigen.“

Das Gänseblümchen hatte seinen Kummer schon vergessen. Genauso erging es dem Löwenzahn. Er strahlte mit der Sonne um die Wette und dachte an seine hilfreiche Mission. Das Veilchen aber lächelte nun allen entschuldigend zu.

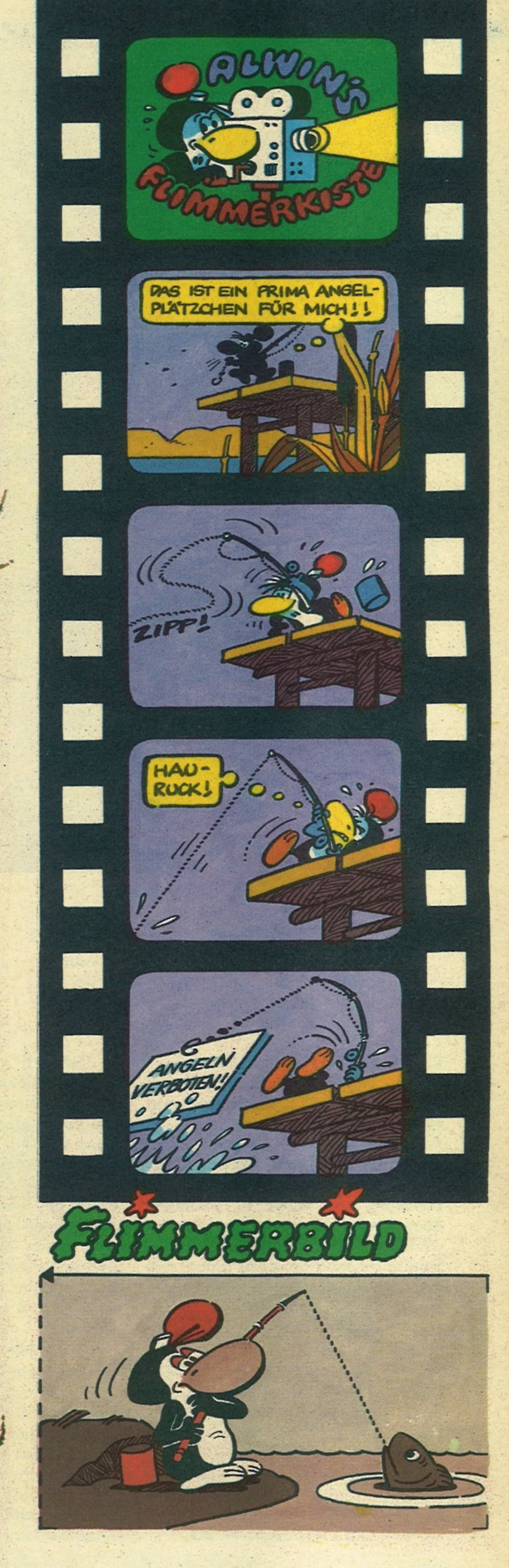
Ursula Popandopulo

Zeichnungen: Jutta Mirtschin
Foto: Günter Simon

Viele Pflanzen auf unseren Wiesen sind für den Menschen sehr nützlich. Sie sind z. B. in zahlreichen Tees, Arznei- und Gesundheitspflegemitteln enthalten, wie auch der Löwenzahn, von dem hier die Rede war. Wegen seines Gehaltes an Bitterstoffen wird er zur Herstellung von Magen- und Galletees verwendet, wo er schon im zeitigen Frühjahr aus der milchsaftführenden Pfahlwurzel eine Blattrosette treibt. Von dieser Zeit ab bis August wird diese Arzneipflanze mit der Pfahlwurzel aus der Erde gestochen, von anhaftender Erde befreit und getrocknet. Wichtig ist, daß die Droge keine Blüten haben darf. Hinweis: Löwenzahnwurzeln mit Kraut nur bei künstlicher Warmluft und guter Luftzirkulation trocknen, da sonst Fäulnisgefahr besteht!

Die fertige Droge muß brechtrocken sein und eine grüne Farbe haben. Trockenen Löwenzahn kauft jede Erfassungsstelle für Arzneidrogen für einen Gesamterlös von 5,95 M/kg auf.





Lyonel Feininger, „Die Brücke". 1913

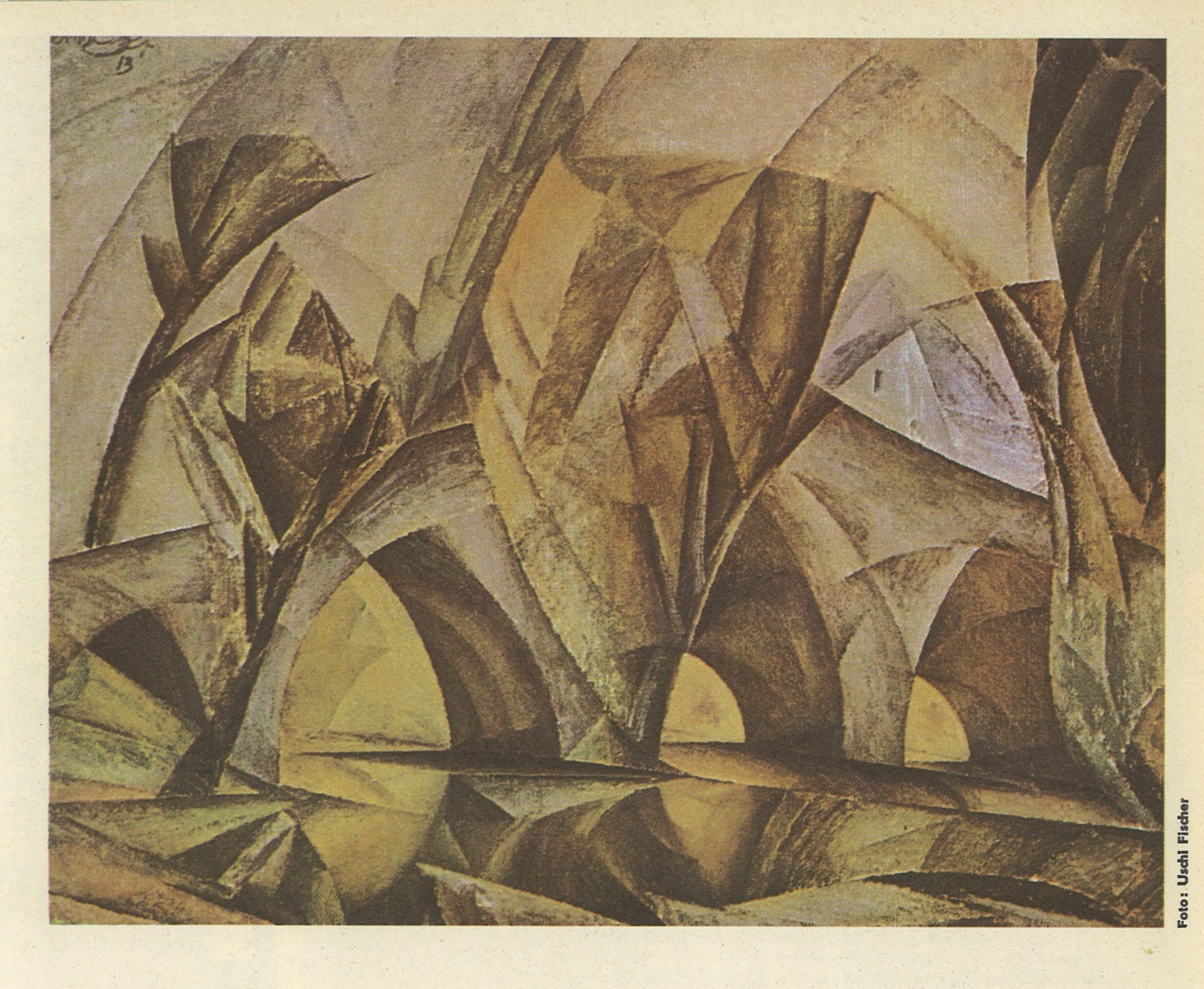


Foto: Uschi Fischer

Zum Bild des Monats

Farben, Flächen, Linien — komponiert wie Musik

Ein Maler und Grafiker mit feinem Sinn für die Dinge und musikalischer Empfindung von Wirklichkeit war Lyonel Feininger.
Er wurde 1871 in New York, wohin seine Eltern ausgewandert waren, geboren. Mit 16 Jahren kam er nach Hamburg, um Musik zu studieren, aber er wechselte bald vom Konservatorium zur Kunstgewerbeschule. Sein zeichnerisches Talent prägte sich mehr und mehr aus und forderte sein Recht. Rasch erwarb sich Feininger einen guten Ruf als Karikaturenzeichner für satirische Zeitschriften.

Aber es war nicht das, was Feininger sich von seiner Kunst versprach. Die Begegnung mit Landschaften in Thüringen brach in ihm Neues auf. In Paris schloß er Bekanntschaften mit Malern, hier reifte endgültig sein Entschluß, sich ganz der Malerei zu widmen. Ab 1912 fand Feininger seinen eigenen, unverwechselbaren Stil.

In „Teltow II", 1918 gemalt, sehen wir zunächst nur ineinander übergehende, dunkel gehaltene Farbtöne: grün, braun und blau. Dann Linien, die sich durch das Bild ziehen. Bei genauerem Hinsehen bemerken wir, daß sie sich zu Flächen ordnen: Dreiecke, Vierecke, die nach Baukastenart auf-, über- und nebeneinander gemalt sind. Schon löst sich aus diesen Farben und Flächen ein ganz Konkretes heraus: um eine Kirche gruppiert sind Häuser – die Konturen einer Kleinstadt, des märkischen Teltow, werden sichtbar.

Man muß ein Gemälde von Feininger lange betrachten, sich den Grundriß des Tatsächlichen, von dem der Maler ausgegangen ist, klar machen, um dann auf das Wesentliche des Inhalts, das Poetische der Stimmung zu kommen, die ausgedrückt werden sollen. Feininger malte vorwiegend die Stadt – Gelmeroda, Teltow, Halle – und reflektiert so den neuen Raum, den der Mensch sich für sein Leben geschaffen hat, der ihm Sicherheit und Festigkeit geben soll.

Die Linien, die Feininger in seine Gemälde hineinnimmt, die Farben, die er wählt, haben einen starken Ausdruckswert. Es sind zunächst die natürlichen Linien der Hausdächer und -wände. Aber wir sehen, daß der Maler sie über ihre Begrenzungen hinaus verlängert und daß er auch Linien von außerhalb in die Bildfläche hineinholt und sichtbar macht. Dadurch wird der Raum vielfach gegliedert, Unruhe entsteht, aber auch eine neue Ordnung.

Feininger malt keinen vom Einsturz bedrohten oder schon zusammenbrechenden Raum, sondern er zeigt ihn vielfach gestützt und durch die Linien und die Farbflächen in eine eigene, sinntragende Ordnung gebracht. Diese Bilder bereichern unseren Blick für die Welt, sie beziehen das Mathematische und Technische mit ein, auch wo es zunächst nicht sichtbar ist. Der Maler fordert uns durch seine Kunst auf, alle unsere Sinne zu schärfen, unser Auge neu sehen zu lehren und empfindlich zu sein für den Zusammenhang eines Stücks Wirklichkeit mit dem Ganzen.

Lyonel Feininger war von 1919 bis 1925 Lehrer am Bauhaus in Dessau, 1926 bis 1932 war er mit dem Bauhaus auch ohne Lehrauftrag verbunden. Hier schuf er den Holzschnitt „Kathedrale des Sozialismus" und schloß sich mit Paul Klee, Wassili Kandinsky und Alexej von Jawlensky zur Gruppe „Die Blaue Vier" zusammen. Die Faschisten verfemten sein Werk, Feiningers Bilder wurden rücksichtslos beschlagnahmt. 1936/37 ging Feininger in die USA und lebte dort bis zu seinem Tode im Jahre 1956.

Rulo Melchert



Seht mich an!

Bin ich nicht ein schmuckes Bäumchen? Meine Rinde ist elastisch, meine Zweige sind graziös. Niemand hat mich gegossen, und dennoch bin ich so stattlich geworden. Ich hatte Glück, daß kein Schnitzmesser in meinem Stamm seine Spuren hinterließ, Beil und Säge mich verschonten, Kriege mich am Leben ließen. So wachse ich schon seit 200 Jahren.

Wißt ihr, was das heißt?

Als ich 1780 gepflanzt wurde, waren Mozart und Schiller Jünglinge, Beethoven, Kleist und Napoleon noch Kinder.

Als ich zwei Jahre alt war, erfand James Watt die Dampfmaschine. Mit 17 Lenzen erlebte ich die Geburt des ersten Eisenschiffes, das ein gewisser Wilkinson baute. Als Bäumchen von 10 Jahren sah ich die Bauernaufstände in Sachsen, erlebte mit 14 die Erfindung der Hosenträger, und zwei Jahre später erreichte mich die Nachricht von der Erfindung des Steindrucks durch Alois Senefelder. Zu meinem 24. Geburtstag krönte sich Napoleon zum Kaiser der Franzosen, Schiller schrieb am „Wilhelm Tell". Ereignisreich ging es 1812 zu. Der größenwahnsinnige Napoleon erlebte vor Moskau seine große Niederlage, und 1813 bekam er in der Völkerschlacht bei Leipzig auch gehörige Dresche. Freudig ist mir das Jahr von 1818 in Erinnerung geblieben. Das erste Dampfschiff überquerte den Atlantik, und Karl Marx erblickte das Licht der Welt.

So könnte ich dir aus meinem zweihundertjährigen Leben noch viel mehr erzählen. Aber wie ich dich, „Frösi"-Leser, kenne, brennst du darauf, das selbst zu erkunden.

Suche dir einen Baum, der mit dem Schild der Naturschutz-Eule gekennzeichnet ist. Du weißt ja, wo einer meiner Brüder und Schwestern stehen könnte.

Schaue dich ruhig um. Schreibe an „Frösi", wo dieser Baum steht, wie er heißt, wie alt er ist. Zeichne oder fotografiere diesen Baum.

Erzähle, was dieser Baum bis zum Jahre 1981 erlebte oder gesehen haben könnte. Schreibe in wenigen Sätzen, in Versen oder ganz ausführlich, humorvoll, fröhlich und ernsthaft.

Schicke Gereimtes, Gezeichnetes oder Ungereimtes an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Einsendeschluß: 3. Oktober 1981. Kennwort: Dickbaumpreis!

Gute Arbeiten veröffentlicht „Frösi" mindestens auf zwei Seiten.

Viel Spaß!

Zusatzaufgabe:

„Frösi" sucht den dicksten Baum der DDR! Meßt den Umfang beliebiger Bäume. Ab zwei Meter gibt es einen Dickbaumpreis!

Zeichnungen: Stefanie Riemer

Die rote 13

In ihren Händen die Gewehre der Arbeiterklasse, so sicherten am 13. August 1961 die Genossen der Kampfgruppen unsere Staatsgrenze.
Links außen:
Genosse Paul Stiawa

Paul Stiawa knipste die Nachttischlampe an und schaute auf die Uhr. Es war 4.30 Uhr. Er lauschte, doch, er hatte sich nicht getäuscht – im Flur schellte das Telefon. Rasch erhob er sich und ging hinüber. Wer mochte das sein?
„Stiawa."
„Genosse Stiawa, hier ist der ABV. Die Kampfgruppe hat Alarm. Melde dich umgehend bei deiner Einheit!"
Paul Stiawa nickte nur, legte den Hörer auf und fuhr sich mit der Hand durch das bereits gelichtete Haar. Feiner Ostseesand rieselte auf die Schulter. Der Sonntag fing ja gut an! Gestern erst war er mit seiner Frau und dem zweijährigen Sohn aus dem Urlaub von der Insel Rügen zurückgekehrt. Heute wollten sie die Sachen auspacken und waschen und Ordnung im Hause schaffen. Und nun das. Doch Befehl war Befehl. Da gab es keine Diskussion – Jungs, ich bin so müde, habe den ganzen Tag und die halbe Nacht im Zug gesessen, laßt mich schlafen, ein andermal gern ... Wenn die Genossen einen zu so früher Stunde aus dem Bett holten, würde es dafür schon Gründe geben.
Nachdem sich Paul Stiawa eilig gewaschen und angezogen hatte, ging er noch einmal ins Schlafzimmer. „Was gibt's?" fragte seine Frau noch im Halbschlaf. „Nichts Besonderes, schlaf weiter. Nur eine Übung der Kampfgruppe. Bis spätestens Mittag bin ich wieder zurück."
Bevor er das Haus verließ, riß Paul Stiawa im Flur das oberste Blättchen vom Kalender. Jetzt zeigte er eine rote Dreizehn, darüber stand „August". Es war Sonntag, der 13. August 1961. Die Tür fiel ins Schloß.

Da es bis zur S-Bahn-Station in Biesdorf ziemlich weit war und die Zeit drängte, holte sich Paul Stiawa das Fahrrad aus dem Schuppen. Wenn Alarm ist, kann man nicht lange trödeln.
Kräftig trat er die Pedalen, die Kette knackte. Müßte auch wieder mal geölt werden, dachte er. Aber dafür hatte er jetzt keine Zeit mehr. Der Bahnhof lag jenseits der Straße der Befreiung. Doch als er diese Straße erreichte, die in gerader Linie zum Alexanderplatz, ins Zentrum Berlins, führte, da stutzte er. Das Pflaster zeigte deutlich Kettenspuren. Jeder, der von militärischen Dingen ein wenig Ahnung hatte, erkannte sofort, was das bedeutete: Hier waren Panzer gerollt! Paul Stiawa hatte von militärischen Dingen Ahnung. Er war seit sieben Jahren in der Kampfgruppe des Ministeriums für Außenhandel, also seit seinem 26. Lebensjahr, und in diesem Ministerium arbeitete er auch.
Ohne zu zögern lenkte Genosse Stiawa sein Rad auf die Straße und jagte stadteinwärts, die S-Bahn fuhr vermutlich ohnehin nicht. So schnell wie die Pedalen wirbelten auch seine Gedanken durch den Kopf: Was hatte das alles zu bedeuten? Waren womöglich jetzt endlich die Maßnahmen eingeleitet worden, die viele Menschen in der Republik schon lange forderten – nämlich die Grenzen zu Westberlin zu schließen. Einhundertvierundsechzig Kilometer müßten gesichert werden! War nun also endlich dieser Augenblick gekommen? fragte sich Paul Stiawa und stieg aus dem Sattel. Schweiß perlte ihm von der Stirn. Links, rechts, links, rechts. Mit kräftigen Tritten trieb er sein Rad vorwärts.

Nach etwa einer Stunde hatte er seinen Stützpunkt in der Brunnenstraße erreicht. Es waren schon etliche Kämpfer aus dem 2. Bataillon da. Franz, Werner, Kurt und Willi waren sogar aus dem Urlaub gekommen.

Ein Lkw brachte die Männer zum Potsdamer Platz. Sie sprangen vom Wagen. „Die Straße, die von hier zum Brandenburger Tor führt, bildet die Grenze", sagte der Kommandeur. „Da darf keiner durch, Genossen! Später werden wir dort Grenzsicherungsanlagen errichten."
Paul Stiawa und die anderen nickten. Sie hatten ihre Aufgabe verstanden. Dann patroullierten sie die Stresemannstraße hinauf zum Tor mit der Quadriga.
Es war ein herrlicher Sonntagmorgen. Die Vögel drüben im Tiergarten zwitscherten bereits. Man spürte förmlich, wie die Stadt sich rekelte und den Schlaf aus den Augen zu reiben begann. Noch war alles ruhig an dieser Scheidelinie. Hier und da zeigten sich lediglich einige Frühaufsteher.
Gegen 10.00 Uhr sammelten sich diesseits und jenseits des Brandenburger Tores einige Neugierige. Es wurden immer mehr. Der Zug von Paul Stiawa erhielt den Befehl, die Straße Unter den Linden von den Zaungästen zu räumen. „Wir müssen den Rücken frei haben, Genossen, falls es ernst wird!" erklärte der Kommandeur die Weisung, die er vom Stab erhalten hatte.
Auf der Gegenseite wurde es zunehmend lauter. Rowdys grölten, beschimpften unflätig die Männer in der Uniform der Kampfgruppen der Arbeiterklasse. Doch die standen Schulter an Schulter und rührten sich nicht, nachdem sie ihre Position bezogen hatten.
Paul Stiawa faßte seine Waffe fester und stieß mit der Stiefelspitze gegen die Straßenbahnschiene: Hier endet eure Macht, auch wenn ihr noch solchen Radau macht! So wachten sie Stunde um Stunde an diesem 13. August.
Müdigkeit stieg in Paul Stiawa und den anderen hoch, die lange Anspannung zeichnete ihre Gesichter. Doch keiner murrte oder rührte sich vom Fleck. Als der Abend sich neigte, wurden sie abgelöst, andere Kämpfer übernahmen ihren Platz. In der Nacht ruhten sie für wenige Stunden auf zusammengestellten Stühlen im Gebäude der Kammer der Technik. Dann zogen sie wieder auf Posten.

Inzwischen hatte der Gegner den Schock überwunden und seine Kräfte gesammelt. Vierzig, fünfzig Meter hinter dem Brandenburger Tor wogte eine Riesentraube schreiender, wild gestikulierender Menschen. Darunter Westberliner Polizisten und Besatzungssoldaten. Fotoapparate klickten, Kameras surrten, RIAS-Reporter geiferten in ihre Rundfunkmikrofone.

Paul Stiawas Zug rückte ruhig vor, um die Position an der äußeren Straßenbahnschiene, die hier einen Bogen schlug, erneut zu beziehen. Genosse Stiawa zählte die Schritte beim Vorwärtsgehen. Ihm war es, als spränge er mit verbundenen Augen in ein Wasserbecken, von dem er nicht wußte, ob es gefüllt war oder nicht. Würden die aufgehetzten Randalierer zurückweichen?

Sie wichen zurück. Einige riefen: „Schmeißt doch die Knarre weg, kommt 'rüber!" Andere brüllten häßliche Schimpfworte. Doch das berührte die Genossen nicht. Sie wußten: Sie hatten eine Schlacht für den Frieden gewonnen ...

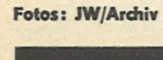
Erst acht Tage später kam Paul Stiawa wieder nach Hause. Müde, abgespannt, aber glücklich. Inzwischen hatte auch seine Frau längst aus den Nachrichten erfahren, daß die angebliche „Übung" ihres Mannes doch länger dauerte als nur bis zum Sonntagsbraten.

Genosse Paul Stiawa arbeitet noch im Ministerium für Außenhandel unweit des Brandenburger Tores und gegenüber der Botschaft der UdSSR. Und natürlich ist er auch noch immer Mitglied des 2. Kampfgruppen-Bataillons „Heinrich Rau".

Hattest du damals Angst?, habe ich ihn gefragt, zwanzig Jahre später könne er es ja ruhig sagen.

Daraufhin hat Genosse Stiawa lächelnd den Kopf geschüttelt. „Nein, denn hinter uns, hinter den Tausenden Arbeitern in Uniform, standen die Genossen der Volkspolizei mit Wasserwerfern, und dahinter ... Wir waren von der Richtigkeit dieser Aufgabe, die uns die Partei übertragen hatte, zutiefst überzeugt. Sicher, die Situation war überaus ernst. Jedoch, wer das Recht und die besseren Argumente auf seiner Seite hat, braucht keine Furcht zu haben!"
Im übrigen: Paul Stiawa ist nie wieder mit dem Fahrrad von Biesdorf ins Berliner Stadtzentrum gefahren.

Frank Schumann



Fotos: JW/Archiv

DACHSNASE

Von KONSTANTIN PAUSTOWSKI   Übersetzung aus dem Russischen: Thea Woboditsch


Zeichnung: Jutta Mirtschin

Der See war in der Nähe des Ufers mit gelben Blättern übersät. Es waren so viele, daß wir nicht angeln konnten. Die Angelschnur blieb auf den Blättern liegen.
Wir mußten mit dem alten Kahn auf die Mitte des Sees rudern, wo die Seerosen blühten und das blaue Wasser schwarz wie Teer erschien.
Dort fingen wir bunte Barsche. Sie wälzten sich und blitzten im Grase wie die Hähne in japanischen Märchen. Wir holten zinnfarbene Plötzen und Kaulbarsche mit Augen wie zwei kleine Monde aus dem Wasser. Hechte starrten uns mit aufgesperrten Mäulern voller nadelspitzer Zähne an.
Es war ein Herbst mit Sonne und Nebeln. Durch entlaubte Bäume waren ferne Wolken und die blaue Dichte der Luft zu sehen. In den Nächten flimmerten rings um uns nahe Sterne.
An unserem Lager brannte ein Feuer. Wir schürten es den ganzen Tag, auch nachts, um die Wölfe fernzuhalten. Sie heulten leise an den fernen Ufern des Sees. Der Rauch des Feuers und die fröhlichen Stimmen der Menschen machten sie unruhig.
Wir waren überzeugt, die Tiere hätten vor dem Feuer Angst, aber eines Abends vernahmen wir im Gras dicht beim Lagerfeuer ein unwilliges Schnaufen. Doch wir konnten nichts entdecken. Ein Tier schien bekümmert um uns herumzulaufen. Es raschelte durch das hohe Gras, fauchte böse, ließ aber nicht einmal die Ohren sehen.
Im Tiegel brieten Kartoffeln, sie rochen appetitlich, und dieser Geruch hatte es wohl angelockt.
Wir hatten einen kleinen Jungen bei uns. Er war erst neun Jahre alt, vertrug aber gut das Lagerleben im Walde und die Kühle der Herbstmorgen. Er konnte viel besser als wir Erwachsenen beobachten und erzählen.
Er dachte sich alles mögliche aus, und wir hörten uns seine Geschichten sehr gern an. Wir konnten und wollten ihm wohl auch nicht beweisen, daß sie der Wahrheit nicht entsprachen. Jeden Tag dachte er sich etwas Neues aus: einmal hatte er beobachtet, wie sich Ameisen eine Fähre aus Kiefernrinde und Spinnweben über einen Bach bauten.
Wir machten Gesichter, als glaubten wir ihm.
Alles, was uns umgab, schien ungewöhnlich zu sein: der nächtliche Mond, der über dem dunklen See leuchtete, die hohen Wolken, die wie Berge rosig gefärbten Schnees aussahen, ja, sogar das gewohnte Rauschen der hohen Föhren.
Der Junge hatte das Schnaufen des Tieres zuerst gehört und uns zugeflüstert, still zu sein. Wir lauschten mit angehaltenem Atem, während die Hand ungewollt zur Doppelflinte tastete – wer weiß, was für ein Tier es war!
Nach einer halben Stunde lugte eine feuchte schwarze Nase aus dem Gras hervor, die wie ein Schweinerüssel aussah. Die Nase schnupperte lange, zog den Geruch der Bratkartoffeln ein und zitterte vor Gier. Danach tauchte eine spitze Schnauze mit kleinen, schwarzen durchdringenden Augen auf und schließlich – ein gestreiftes Fell.
Aus dem Dickicht kam ein junger Dachs gekrochen. Er hatte eine Pfote eingezogen und sah mich aufmerksam an. Dann schnaufte er verächtlich und machte einen Schritt auf die Bratkartoffeln zu. Sie brutzelten und verspritzten heißes Fett.
Ich wollte das Tier verjagen, damit es sich nicht verbrenne, aber zu spät – der Dachs sprang auf den Tiegel zu und steckte die Nase hinein ...
Es roch nach versengtem Fell. Der Dachs winselte und sprang jammernd ins Gras zurück. Wehklagend lief er durch den Wald, knickte Gesträuch um und prustete vor Schmerz und Empörung. Am See und im Wald gab es arge Bestürzung. Erschrockene Frösche begannen zu quaken, Vögel flogen aufgeschreckt empor, und unmittelbar am Ufer schoß wie eine Kanonenkugel ein riesiger Hecht aus dem Wasser.
Am nächsten Morgen weckte mich der Junge und erzählte, daß er eben gesehen habe, wie der Dachs seine verbrannte Nase heile. Ich glaubte ihm nicht.
Ich setzte mich ans Lagerfeuer und lauschte schlaftrunken dem Morgengesang der Vögel. In der Ferne pfiffen die weißschwänzigen Schlammläufer, schnatterten Enten, schrien Kraniche in ausgetrockneten Sümpfen, gurrten wilde Tauben und plätscherten Fische. Ich hatte keine Lust aufzustehen.
Der Junge zog mich an der Hand. Er war gekränkt und wollte mir beweisen, daß er die Wahrheit gesagt hatte. Ich sollte mir ansehen, wie der Dachs seine Nase heilte.
Ungern gab ich seinem Drängen nach. Wir bahnten uns vorsichtig einen Weg durch das Dickicht, und mitten im Gestrüpp von Heidekraut erblickte ich einen verfaulten Baumstumpf. Von ihm ging ein Geruch von Pilzen und Jod aus.
Neben dem Baumstumpf stand, uns mit dem Rücken zugewandt, der Dachs. Er zerwühlte das Innere des Stumpfes und steckte seine verbrannte Nase in den feuchten und kühlen Mulm.
Er stand unbeweglich und kühlte sie, während ein anderer junger Dachs knurrend um ihn herumlief. Aufgeregt stieß er unseren Dachs mit der Schnauze in den Bauch. Der knurrte ihn an und versetzte ihm eins mit den wolligen Hinterpfoten. Dann setzte er sich und begann zu „weinen". Er sah uns mit runden feuchten Augen an, stöhnte und leckte sich mit seiner rauhen Zunge die verletzte Nase. Er sah aus, als wolle er um Hilfe bitten, aber wir konnten ihm nicht helfen.
Ein Jahr später begegnete ich an den Ufern dieses Sees einem Dachs mit einer Schramme auf der Nase. Er saß am Wasser und mühte sich, mit der Pfote umherschwirrende Libellen zu fangen. Ich winkte ihm zu, aber er streifte mich nur mit einem verächtlichen Blick und verschwand im Preiselbeergestrüpp.
Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen.

DER MANN DER RICHTIGEN WORTE

Zum 20. Todestag Ernest Hemingways

Er war beim Gewehrreinigen. Da löste sich ein Schuß. Er war gleich tot. Der Körper lag massig. Das Gesicht bärtig, weißhaarig der Kopf. Die Brille in Scherben. Es war Ernest Hemingway, einer der großen Schriftsteller unseres Jahrhunderts. Er hat wohl Selbstmord gemacht. Die Gründe sind nicht ganz geklärt. Aber er wird welche gehabt haben. Persönliche. Auch Gründe, die Enttäuschung über den Gang der Welt sind.

Ernest Hemingway wurde am 21. Juli 1899 in einem Vorort Chicagos geboren. Sein Vater ist Arzt. Er weckt in ihm Interesse am Jagen, Fischen, Zelten, Sport. Das bleibt. Frühreif, begabt, schreibt er. Er arbeitet als Zeitungsreporter. Die Arbeit gefällt ihm. In den letzten Monaten des ersten Weltkrieges geht er 1918 nach Italien. An der Front wird der Kriegsfreiwillige schwer verwundet. Seit 1921 lebt er als Auslandskorrespondent einer kanadischen Zeitung in Paris. Seine Reportagen beschreiben das Leben in der Inflation, den Stierkampf in Spanien, die Geschäfte der großen Könige, den Forellenfang. Er befreundet sich mit vielen bekannten Schriftstellern. Er selber will ein Schriftsteller werden. Er studiert das Leben. Er schreibt hartnäckig. Anerkennung findet er mit dem Roman „Fiesta" und den Erzählungen „Männer ohne Frauen". 1928 wieder in den USA, wohnt er in Florida, jagt leidenschaftlich Tiefseefische und Rotwild. Er schreibt ein Buch über Stierkampf, geht auf Großwildjagd nach Afrika. Unruhig wird Ernest Hemingway durch das Anwachsen des Faschismus in Europa. Als der Bürgerkrieg in Spanien ausbricht, nimmt er Partei für die Freiheitskämpfer und die Internationalen Brigaden. Zwischen 1937 und 1939 fährt er mehrfach nach Spanien. Mutig hält er sich in vorderster Front auf. Er arbeitet mit am Dokumentarfilm „Spanische Erde" und schreibt den großen Roman „Wem die Stunde schlägt".

Im zweiten Weltkrieg ist er Frontberichterstatter in England. Er nimmt an Kämpfen in der Normandie teil, mit französischen Partisanen marschiert er in Paris ein.

Seit 1942 ist Kuba die Wahlheimat Ernest Hemingways. Der jetzt weltberühmte Schriftsteller wohnt in einem Landhaus in San Francisco de Paula, einem Vorort Havannas. Hier schließt er Freundschaft mit den Fischern. Er begrüßt die Revolution unter Fidel Castro, schreibt 1952 „Der alte Mann und das Meer".

Ernest Hemingway war ein zäher Arbeiter. Er gab sich nicht mit dem Erstbesten zufrieden. Was er machte, machte er gründlich. Er rang um jedes Wort, es sollte bedeutsam sein. Neununddreißigmal schrieb er die letzte Seite seines Romans „In einem anderen Land" um. Einem Reporter sagte er, er wollte die richtigen Worte finden. Er hat sie gefunden. Wir können sie heute noch mit Genuß und Gewinn lesen. Worte gegen den Krieg. Worte über die Liebe. Worte für das Leben.

Rulo Melchert



Aus „Der alte Mann und das Meer"

„Los, komm, Fisch", sagte er. Aber der Fisch kam nicht. Statt dessen lag er da und wälzte sich in den Wellen, und der alte Mann ruderte das Boot zu ihm heran.

Als er mit ihm auf gleicher Höhe war und der Kopf des Fisches gegen den Bug lag, konnte er seine Größe einfach nicht glauben, aber er löste das Harpunenseil von der Beting, zog es durch die Kiemen des Fisches und durch seinen Rachen hindurch, machte eine Schlinge um sein Schwert, zog dann das Seil durch die andere Kieme, machte eine weitere Schlinge um den Schnabel und knotete das doppelte Tau an der Beting in der Plicht fest. Dann durchschnitt er das Tau und ging achtern, um den Schwanz anzuschlingen. Das ursprüngliche Violett und Silber des Fisches hatte sich in Silber verwandelt, und die Streifen hatten dieselbe blaßviolette Farbe wie sein Schwanz. Sie waren breiter als eine Männerhand mit ausgespreizten Fingern, und das Auge des Fisches blickte so starr wie die Spiegel in einem Periskop oder wie ein Heiliger in einer Prozession.

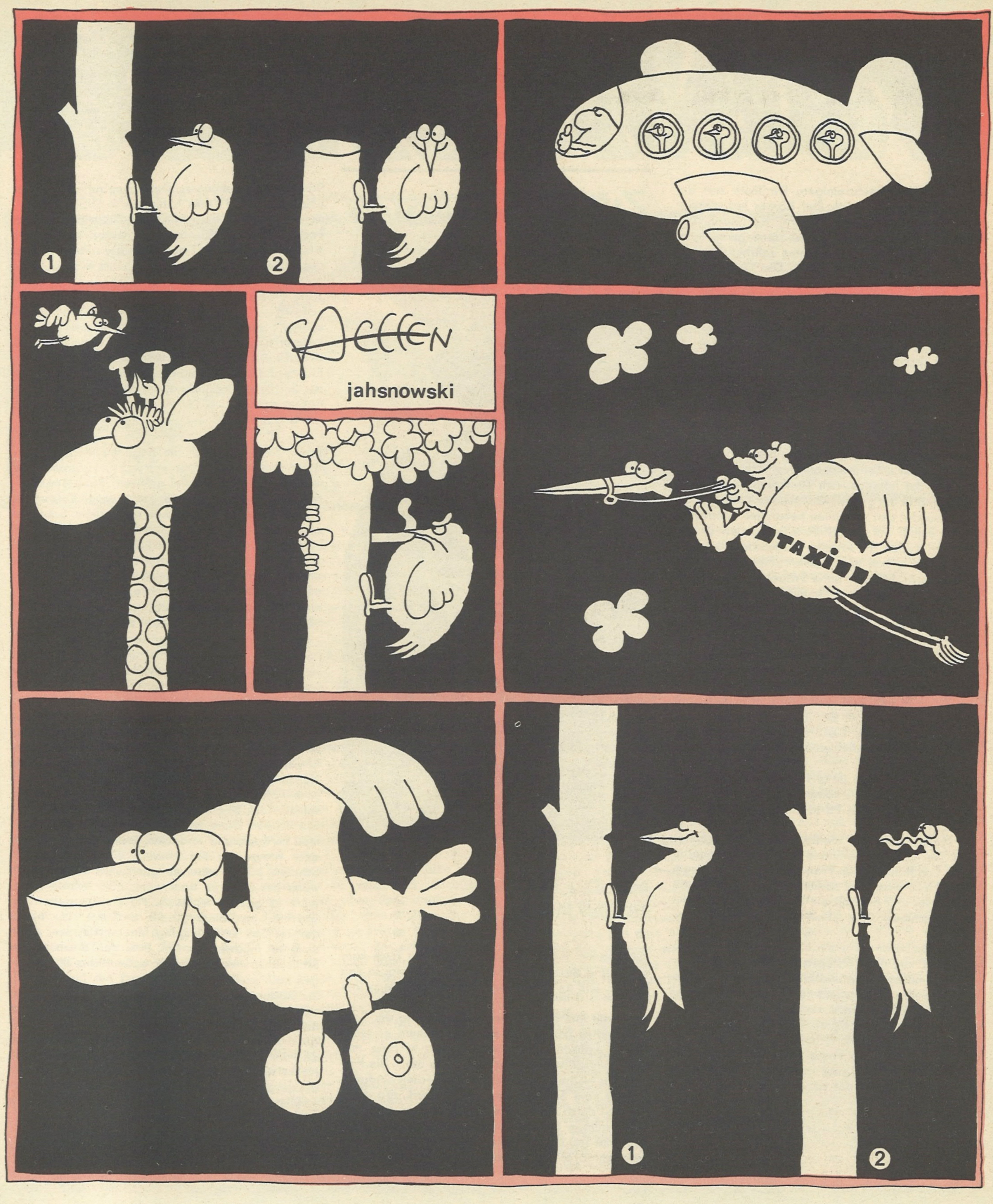
„Es war die einzige Art, wie man ihn töten konnte", sagte der alte Mann. Seit dem Schluck Wasser fühlte er sich wohler, und er wußte, daß es nicht mit ihm zu Ende war; sein Kopf war klar. Er wiegt über fünfzehnhundert Pfund, so wie er ist, dachte er, möglicherweise viel mehr. Wenn er ausgenommen zwei Drittel davon wiegt, zu dreißig Cents das Pfund?

Er vertäute den Fisch am Bug, am Heck und an der mittleren Ducht. Er war so riesengroß — es war, als ob man ein viel größeres Boot längs anseilte. Er schnitt ein Stück Leine ab und schnürte den Unterkiefer des Fisches mit seinem Schnabel zusammen, damit sein Maul sich nicht öffnen konnte und sie mit möglichst geringem Widerstand segeln würden. Dann richtete er den Mast auf, und an dem Stock, der seine Gaffel war und seiner aufgetakelten Spiere zerrte das geflickte Segel, und das Boot begann sich zu bewegen, und er segelte im Heck halb liegend südwestwärts.

Jetzt wußte er: der Fisch war da, und seine Hände und sein Rücken waren kein Traum. Die Hände kurier ich schnell, dachte er, ich habe sie ordentlich ausbluten lassen, und das Salzwasser wird sie heilen. Das dunkle Wasser dieses Golfs ist das beste Heilmittel, das es gibt. Alles, was ich zu tun habe, ist, einen klaren Kopf behalten. Die Hände haben ihre Arbeit getan, und wir haben gute Fahrt. Mit seinem geschlossenen Maul und seinem senkrecht aufgestellten Schwanz segeln wir wie Brüder. Dann wurde ihm ein bißchen benommen im Kopf, und er dachte, bringt er mich hinein oder bringe ich ihn hinein? Wenn ich ihn im Schlepp hätte, wäre es gar keine Frage. Auch wenn der Fisch im Boot wäre, aller Würde ledig, wäre es gar keine Frage. Aber sie segelten zusammen, aneinandergeseilt, und der alte Mann dachte: Soll er mich ruhig hineinschleppen, wenn er gern möchte. Ich bin ihm nur durch meine Schliche überlegen, und er hatte nichts Böses gegen mich im Sinn.

Sie hatten gute Fahrt, und der alte Mann feuchtete seine Hände im Salzwasser an und suchte den Kopf klar zu behalten. Kumulus- und genügend Zirruswolken standen hoch über ihnen, so daß der alte Mann wußte, daß der Wind die ganze Nacht über anhalten würde. Der alte Mann blickte den Fisch unaufhörlich an, um sich zu vergewissern, daß es auch wahr sei. Es verging eine Stunde, ehe ihn der erste Hai anfiel.

(erschienen im Aufbau-Verlag Berlin—Weimar, 1956)
Foto: JW/Repro



FAELLEN
jahsnowski
TAXI



ZUERST AB HIER LESEN
J A E N D E F R L H
DANN HIER LESEN
P I E O L N E I E K R S O T L L
E H I N K N I E U E L R T E
R N W H E H R D I E V N
WER?
WAS?
WANN?
HEISSLUFTBALLON
BLITZABLEITER
100 v.u.Zeitrechnung
FEDERZUGUHR
BUCHDRUCK
ANTENNE
GEORGE STEPHENSON 1829
LEONARDO DA VINCI 1495
ERSTE DARSTELLUNG
HARTPORZELLAN IN EUROPA
DAMPFMASCHINE
LUFTREIFEN
J.F. BÖTTGER 1709
J. GUTENBERG 1440
ERSTE EINSATZFÄHIGE DAMPFLOKOMOTIVE
OTTO VON GUERICKE 1650
J.WATT 1769
ERSTES BRAUCHBARES MUSTER T.A.EDISON 1879
FERNSPRECHER
ELEKTROMAGNETISCHE STRAHLUNG
J.B. DUNLOP 1867
LUFTPUMPE
PH.REIS 1860
PETER HENLEIN 1510
BENJAMIN FRANKLIN 1750
CONRAD RÖNTGEN 1895
1912 SUNDBACK SCHWEDEN
ZIMMERMANNSHOBEL
FALLSCHIRM
GLÜHBIRNE
Verbindet jeweils einen Erfinder mit seiner Erfindung
Zieht Linien mit dem Lineal – durch die Punkte in den Kreisen – bis zu den Punkten an dem Buchstabenrand
Lest die Buchstaben, an die die Linien heranreichen, hintereinander (erst oben links beginnen, nach rechts unten, dann entgegengesetzt, gleichfalls oben links beginnen)
So entdeckt ihr den Auflösungssatz mit 32 Buchstaben
Zeichnungen: Otto Sperling
REISSVERSCHLUSS
JOSEPH MICHEL UND JACQUES ETIENNE MONTGOLFIER 1783
A.S. POPOW 1895

Ich werde Offizier



Hallo, ich bin Rüdiger Goretzka aus Berlin, in der Frankfurter Allee geboren! Waschecht, also!

Ich werde Berufsoffizier der Nationalen Volksarmee! Im Sommer habe ich an der Kant-Oberschule in Berlin mein Abitur gemacht und kurz darauf meine Schulbank mit einem Platz an der Offiziershochschule „Karl Liebknecht" der Volksmarine vertauscht. Ist doch was!

Nun bin ich auch nicht mit der Vorstellung, Offizier zu werden, auf die Welt gekommen. Diesen Berufswunsch hatte ich nicht immer. Aber am Ende der 8. Klasse hat mir mein Vater, selbst Offizier, viele Anregungen gegeben, und auch unsere ehemalige Klassenlehrerin, Frau Brauer, weckte in mir das Interesse für diesen Beruf.

Damals hat mich in erster Linie die Aussicht gereizt, mit Technik und auch mit Menschen umgehen zu können. Heute sehe ich da viel klarer. Ich möchte einmal als Offizier der Volksmarine auf einem Kampfschiff dabei mithelfen, daß der Friede in Europa und gerade hier bei uns, an der Nahtstelle zu den Staaten der NATO, noch sicherer wird.

Aber da ist natürlich auch mein Interesse für Technik, Maschinen und Motoren. Als Offizier muß man die einem anvertraute Kampftechnik perfekt beherrschen und die jungen Menschen, die sie bedienen, politisch erziehen und praktisch ausbilden. Das ist etwas, was mich ungeheuer reizt.

Na ja, nach der Grundausbildung an der Offiziershochschule werden wir schon weiter sehen!

Nun ist es ja nicht so, daß ich wie ein Friseur hierher gekommen bin. Ein bißchen kümmern sollte man sich als Berufsoffiziersbewerber – so heißt das – schon.

Und das habe ich getan als Zugführer in der GST-Mot.-Schützen-Ausbildung. Also, über Krafttraining, Schießen, Dreierhopp, Tauklettern, Klimmziehen, Handgranatenwurf, 10-km-Marsch, Schützenkette, Schützenreihe... Darüber könnte ich euch einiges erzählen!

Bei der Wehrspartakiade der GST in Erfurt haben wir ja dann auch im Wettbewerb der Mot.-Schützen ganz dufte abgeschnitten!

Nun müßt ihr wissen, daß neben dem Hobby Nr. 1 – der Technik – mein Hobby Nr. 2 der Sport ist. Ich begeistere mich besonders für Fußball und Leichtathletik. Mit 11,5 Sekunden, die ich für die 100 Meter brauche, sagt man mir nach, ein ganz flinker Hirsch zu sein!

Nun könnt ihr meckern und sagen: Was will denn der mit seiner Schnelligkeit auf einem Raketenschnellboot oder einem ähnlichen „Dampfer"?! Leute, Schnelligkeit ist überall gefragt!

Und so nebenbei in der Freizeit habe ich auch noch eine Spezialistenausbildung für Matrosen absolviert und z. B. auch den Segel- und Motorbootschein gemacht. Man will sich ja als Hauptstädter an der See nichts nachreden lassen!

Aber so richtig „reingerochen" in die Seefahrt habe ich drei Wochen im Juli bei einem Törn auf dem Segelschulschiff „Wilhelm Pieck" in der Ostsee. Junge, Junge, was man als künftiger Seemann so alles wissen und können muß! Hut ab vor den Kapitänen der alten „Windjammer"!

Mein erster Ausflug in die Rahen war nicht ohne Kraft! Ihr glaubt ja nicht, wie so ein großes Segelschulschiff schwanken kann, wenn man oben im Mast arbeitet!

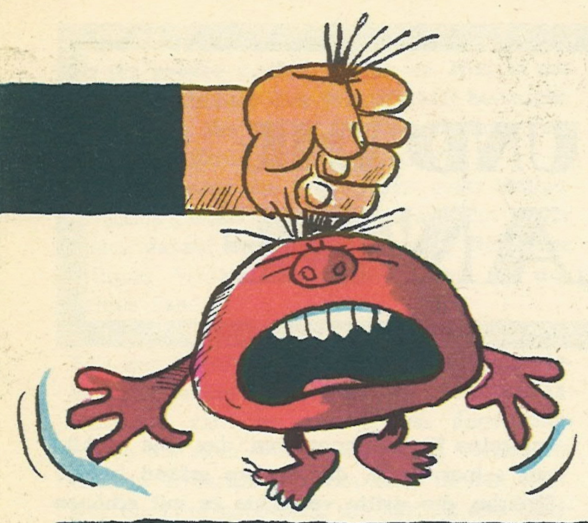
Na, ja, war schon ein großes Ding, diese Fahrt!

Sauer waren nur Frank, Holger und Edgar, meine kleinen Brüder, darüber, daß sie nicht mitdurften. Aber das wäre auch nicht das Wahre gewesen. Auf einem Schiff muß alles derart fix gehen, daß die drei garantiert ins Schleudern gekommen wären. Ich kenne die Burschen doch, wie lange die jeden Morgen brauchen, ehe sie aus der Hocke kommen! Vielleicht wird Holger auch Offizier, dann lernt er es. Die beiden anderen wollen einen landwirtschaftlichen Beruf erlernen. Schön wär's, wenn alle drei Erfolg hätten. Als großer Bruder fühlt man doch mit den Kleinen!

So, nun habe ich euch eine Menge darüber erzählt, daß ich Berufsoffizier werde. Dabei bleibt es. Davon habe ich sogar meine Freundin Kerstin überzeugt!

Also, Leute – tschüß!

Text und Fotos: Klaus Trecke



ERWISCHT!

Er ist entlarvt, der braune Vielfraß, dessen Steckbrief wir im Januarheft rund um die Republik gesandt haben. „Rost" heißt das Ungeheuer. Ihr habt es erwischt. Wir danken allen, die bei dieser aufregenden Jagd mitgemacht haben. Dank auch für die vielen Tips zur Vernichtung des Eisenfressers. Manche sagten es sogar in Versen.
Iris Kretschmer aus Bestensee zum Beispiel. Hier ist ihr Gedicht, stellvertretend für alle:

„Rost", so heißt der Braune.
Wo man ihn sieht, bekommt man
schlechte Laune.
Er sitzt an Auto, Fahrrad, Topf und Wanne,
an Kinderwagen, Herd und Kanne.
Ein bißchen Öl und gute Pflege
räumt diesen Vielfraß aus dem Wege.

Zeichnungen: Richard Hambach

Auch Tüte war auf der Jagd nach Ungeheuern. Nach ungeheuer ulkigen Einsendungen. Lest, was er herausgefischt hat. Wer sich da mit Tüte-Blick betrachtet wiederfindet – bitte nicht mit den Zähnen knirschen. Tüte findet euch dufte. Gerade euch. Pionierehrenwort!

DAS UNGEHEUER ZERSTÖRT DIE BOOTSBESCHLÄGE. VATI HAT AUCH SCHON ROST AM HECK.
SABINA K. 2500 ROSTOCK

DER BRAUNE HEISST ROST. ER HAT ZUM BEISPIEL DAS KREISSÄGEBLATT BEI UNSERM NACHBAR ANGEFRESSEN. SEINE ZÄHNE SIND FAST ALLE HIN.
RAINER SCH. 8290 KAMENZ

EIN FARBANSTRICH IST IMMER EIN GUTER ROSTSCHUTZ. DAS SAGT AUCH MEINE GROSSE SCHWESTER.
KAY B. 8802 GROSS-SCHÖNAU

ER (DER ROST) SITZT AUCH AM FAHRRADLENKER BEI MEINEM VATER. WENN MAN IHN NACH DEM REGEN IMMER GUT ABTROCKNEN WÜRDE, WÜRDE ER NICHT ROSTEN.
JÜRGEN O. 9514 LICHTENTANNE

WAS MAN GUT EINÖLT, LEBT LÄNGER.
TABEA Z. 9200 FREIBERG

DENKSTE!
ÖLSARDINEN

MAN SIEHT IHN AN FAHRRÄDERN, DIE MAN IM FREIEN HAT ÜBERNACHTEN LASSEN.
A.P. 2601 NIEGELEVE

DAS UNGEHEUER HEISST ROST. ICH AUCH. BLOSS ICH BIN KEIN EISENFRESSER!
MARGIT ROST 3600 HALBERSTADT

BEI UNS ROSTET NICHTS. DAFÜR SORGT DIE ÖLKANNE MIT UNSEREM OPA.
DIRK F. 6100 MEININGEN

ÖL

Schreibt uns bitte, was ihr vor dem rostigen Ungeheuer gerettet habt!

OGULNABAD UND DIE WÜSTENSCHLANGE

Wenn ich an Turkmenien, die sonnenreiche Sowjetrepublik im Süden der Sowjetunion denke, erinnere ich mich nicht nur an die „grüne Hauptstadt" Aschchabad, an den Karakum-Kanal, der mit dem Wasser das Leben in die Wüste brachte, an die bezaubernde orientalische Gastfreundschaft, sondern auch an meinen Reisebegleiter, den temperamentvollen und lustigen Ikar Pasejew.

Viele Stunden „ritten" wir gemeinsam auf seinem „Ziegenbock", wie er den geländegängigen Kübelwagen nannte, der uns sicher durch die Wüste trug. Ikar, ehemaliger Pazifik-Matrose und heutiger Journalistenkollege der „Literaturnaja Gaseta", war alles in einem: waghalsiger Fahrer, aufmerksamer, sachkundiger Erklärer und ein – phantastischer Erzähler. Obendrein sang er oft mit der bekannten Sängerin Alla Pugatschowa, deren Lieder über den Kassettenrecorder erschallten, ein stimmgewaltiges Duett. Auf unseren Fahrten machte er mich mit neuen Dörfern und Städten, mit neuen Fabriken und riesigen Baumwollplantagen bekannt, er zeigte mir weite Steppen, auf denen Schafe und Kamele weideten und die Büsche des Kamelhaarstachels 40 Meter in die Tiefe reichten.

In der Nähe einer Siedlung bei Aschchabad fuhren wir einmal an einem „Kinderspielplatz" besonderer Art vorbei. Ein Dutzend Kinder, Jungen und Mädchen, kletterten auf Kamelen herum, rutschten den Hals der Tiere herunter oder turnten zwischen ihren Höckern. Die geduldigen „Wüstenschiffe" ließen dies alles mit sich geschehen. Bei uns daheim, dachte ich bei mir, würden sicher viele Kinder einen solchen Zeitvertreib genauso lustig finden. Für Ikar war die Begegnung mit den Kindern in der Wüste das Stichwort für eine Geschichte, die ich euch so erzählen möchte, wie er sie mir an diesem Tage berichtet hat:

In einer Siedlung am Rande der Wüste Karakum wohnte vor einigen Jahren ein Mädchen, das wegen seiner Schönheit von allen Jungen bewundert wurde. Ogulnabad, so hieß das Mädchen, hatte lustige Mandelaugen und einen langen seidigen Zopf, der bis zur Taille reichte. Die Jungen im Ort versuchten sich gegenseitig den Rang abzulaufen, um ihre Freundschaft zu gewinnen. Jeder wollte ihr auf seine Weise imponieren, der eine prahlte mit seiner Kraft, der andere erfand lustige Streiche, der dritte versuchte es mit schönen Worten. Ogulnabad wies alle ab. Sie lachte sie aus, verspottete sie, zeigte ihnen die kalte Schulter. So erging es zunächst auch Kurban, einem Schüler ihrer Klasse. Ständig suchte er ihre Nähe, machte ihr schöne Augen, neckte sie, zog an ihrem dickgeflochtenen Zopf. Doch auch ihm gegenüber verhielt sich das Mädchen kühl und abweisend. Kurban aber blieb hartnäckig. So schnell wie die anderen Jungen wollte er sich nicht in die Flucht schlagen lassen. Und vielleicht war es gerade das, was Ogulnabad an ihm gefiel. Eines Tages jedenfalls erlaubte sie dem Jungen, sie nach der Schule nach Hause zu begleiten. Kurbans Herz machte vor Freude einen Luftsprung. Schwatzend und lachend liefen sie durch die Siedlung, später den Kanal entlang. Ohne es zu merken, waren sie bald inmitten der Wüste, in der ihnen ein heißer Wind entgegenschlug.

„Laß uns umkehren", bat Ogulnabad. Doch Kurban wollte noch mit ihr zusammenbleiben,

Zeichnung: Karl Fischer



wollte endlich aus ihrem Munde erfahren, daß sie ihn ebenso mochte, wie er sie. Hier in der Wüste wollten sie ihre Freundschaft besiegeln. Würde sie, die stolze Ogulnabad, ihm, ihm allein ihre Freundschaft schenken?
Kurban konnte die Frage nicht mehr stellen. Er schrie plötzlich vor Schmerz auf und verlor gleich darauf das Bewußtsein. Der Biß einer giftigen Wüstenschlange warf ihn in den heißen Sand.
Als er später zu sich kam, fand er sich im Bett des Krankenhauses seiner Siedlung wieder. Auf einem Stuhl neben ihm saß Ogulnabad und sah ihn aus großen ängstlichen Augen an. Aber wie hatte sie sich verändert! Kurban erschrak. Wo, um alles in der Welt, war ihr Zopf geblieben, um den sie alle Mädchen in der Schule beneidet hatten? Der Junge fragte sie danach. Da schossen ihr die Tränen in die Augen, und sie stürzte aus dem Zimmer. Der Junge verstand überhaupt nichts mehr. Wie kam er überhaupt hierher?
Der diensttuende Arzt betrat das Zimmer. An der Hand hielt er Ogulnabad, die er wortreich zu trösten versuchte.
„Du möchtest also wissen, wo ihr Zopf geblieben ist, ja?" fragte er Kurban und strich gleichzeitig dem Mädchen über ihr kurzes Haar. „Nun, ich kann es dir sagen. Er hat dir das Leben gerettet. Als dich die Schlange in der Wüste biß, hatte Ogulnabad nichts bei sich, womit sie dir dein Bein hätte abbinden können. Da entschloß sie sich, ihren Zopf abzuschneiden und so das Gift aufzuhalten. Dann holte sie Hilfe aus der Siedlung, und man brachte dich hierher. Gerade noch rechtzeitig."
Kurban sah Ogulnabad aus dankbaren Augen an. Sie hatte sich seinetwegen von ihrem Zopf getrennt, von dem Zopf, auf den sie so stolz war! Alles, um ihm zu helfen! Hätte er sich einen besseren Freundschaftsbeweis denken können?

Am Abend besuchte mich Ikar in meinem Aschchabader Hotel. Auf dem Basar hatte er zuvor Melonen, Zwiebeln, Lauch, Granatäpfel und Weintrauben gekauft. „Machen wir uns einen gemütlichen Abend", sagte er und lachte. Aus einer Tasche kramte er noch Wurst, Brot und eine Flasche Wodka hervor. Wir aßen, tranken, plauderten. Plötzlich hielt er inne, füllte unsere beiden Gläser randvoll und sagte ernst: „Du hast heute die Geschichte des Mädchens Ogulnabad gehört. Ich habe sie dir vor allem deshalb erzählt, weil du wissen mußt, daß den Turkmenen Freundschaft sehr viel bedeutet. Leichtfertige Freundschaften mögen sie nicht. Für einen Freund, so sagen sie, muß man auch Opfer bringen, für ihn muß man immer dasein."
Ikar drückte mir mit einer raschen Bewegung mein Glas in die Hand, ergriff das seine: „Trinken wir auf unsere Freundschaft."
Wir leerten die Gläser dem Brauche nach in einem Zuge.

Gerald Hübner

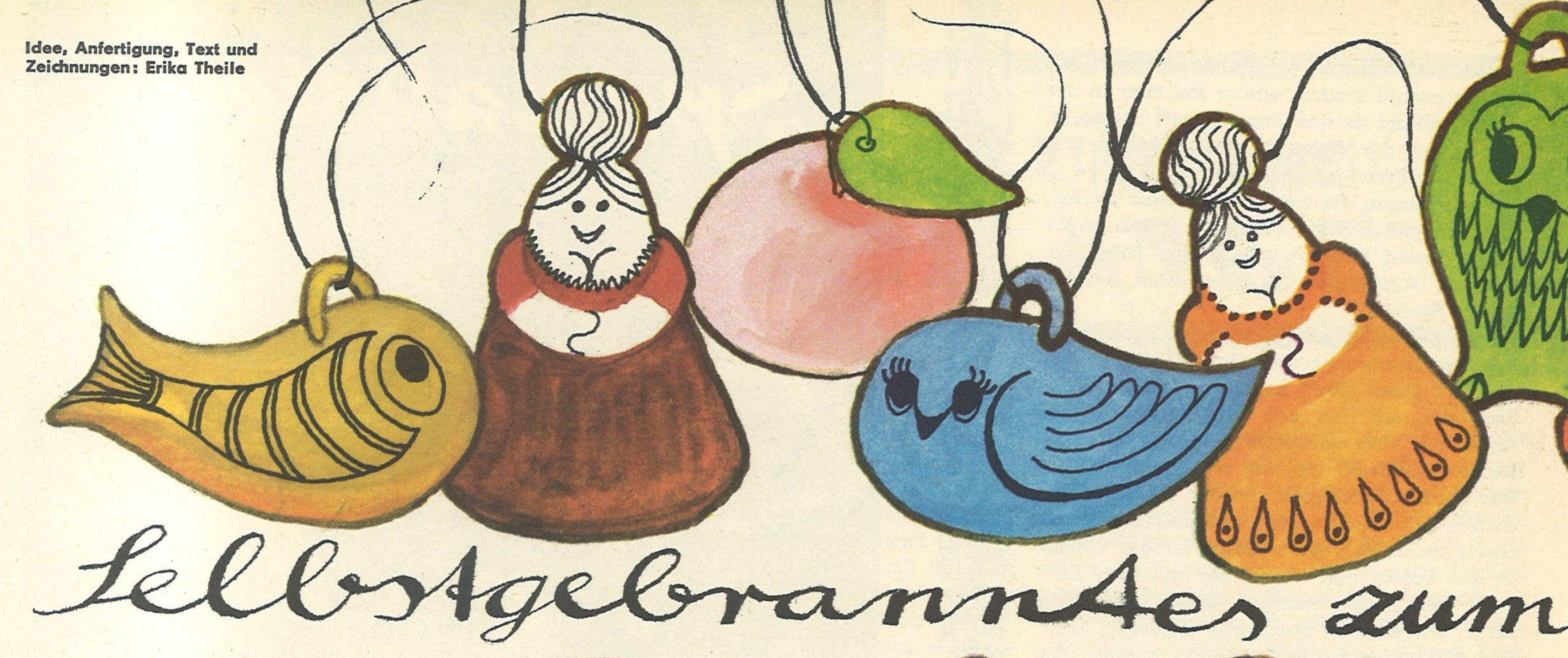
Spezialisten



Foto: Ehrhardt Freund

In der zweiten Hälfte eines jeden Schuljahres finden in allen Kreisen und Bezirken die Wettbewerbe der Jungen Sanitäter und Jungen Rettungsschwimmer um die Wanderpokale der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" statt.
Die dabei ermittelten Bezirkssieger treffen sich dann in den Sommerferien in einem Spezialistenlager, in dem u. a. die Republikswettbewerbe ausgetragen werden.
So fanden sich auch 1980 rund 300 Junge Sanitäter und Junge Rettungsschwimmer im Traditionslager „Klim Woroschilow" bei Templin zusammen, um im fairen Wettstreit die Pokale zu erobern.
Dabei stand für die Jungen Sanitäter die Aufgabe, auf einer 3 km langen Strecke an vier Kontrollpunkten ihr Wissen und Können unter Beweis zu stellen. Mit der Ersten-Hilfe-Leistung bei drei „Verletzten" mit Oberschenkelhalsbruch, eine Pfählerverletzung und Bewußtlosigkeit hieß es zu zeigen, wie man die erworbenen Kenntnisse in der Praxis anwenden kann. Auch an den Kontrollpunkten Gesundheitserziehung/Hygiene, Touristik und Verkehrserziehung galt es, das in der Arbeitsgemeinschaft angeeignete Wissen in Anwendung zu bringen. Den Abschluß bildete ein Gespräch über das Gruppenbuch, der Chronik der Arbeitsgemeinschaft, die Auskunft über die Erfüllung des Pionierauftrages durch die Jungen Sanitäter gibt.
Heiß ging es auch im Templiner Stadtbad her. Hier trugen die Jungen Rettungsschwimmer ihren Pokalwettbewerb aus. Neben der Überprüfung theoretischer Kenntnisse und der Ersten-Hilfe-Leistung an „Verletzten", konnten und mußten sich die Wettkämpfer durch einen Sprung ins nasse Element abkühlen.
Besonders gefragt waren nun Kraft, Schnelligkeit und Geschicklichkeit. So galt es, beim Rettungsballzielwurf innerhalb einer halben Minute, den an einer Leine befestigten Ball so oft wie möglich in ein 8 Meter entferntes Quadrat zu werfen.
Die nächste Übung – 150 m Retten – stellte die Aufgabe, 100 m Flossenschwimmen, anschließend Abtauchen, Aufnahme eines Gegenstandes vom Beckengrund und 50 m in Rückenlage zurückschwimmen. Und schließlich kam es beim Staffelwettbewerb 4 x 100 m Retten auf ein eingespieltes Zusammenwirken aller Mannschaftsmitglieder an.
Am Ende waren es die Jungen Sanitäter aus dem Bezirk Suhl, gefolgt von Leipzig und Gera, und die Jungen Rettungsschwimmer aus der Bezirksorganisation Potsdam, vor den Vertretungen aus Rostock und Erfurt, die mit strahlenden Gesichtern die Pokale und Medaillen entgegennehmen konnten.
Sicher gäbe es noch viel über die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaften Junge Sanitäter und ihrer Spezialrichtungen zu berichten. Wenn es euch interessiert und ihr noch mehr darüber wissen möchtet, fragt doch einfach mal die Jungen Sanitäter eurer Schule oder euren Freundschaftspionierleiter. Ach ja, übrigens Junger Sanitäter kann jeder Schüler ab der 4. Klasse werden. Überlegt's euch mal!

Idee, Anfertigung, Text und Zeichnungen: Erika Theile



Selbstgebranntes zum

Lustige bunte Anhänger aus Suralin kann man sich selber basteln. An einer Schnur oder einem dünnen Lederband um den Hals gebunden, kann man so zu jedem T-Shirt, zu jeder Bluse den farblich passenden Schmuck haben. Man kann sie aber auch am Reißverschlußschieber oder an der Schul- oder Federtasche befestigen. Formt man gleich eine ganze Serie „auf Vorrat", hat man immer ein kleines Geschenk für den Geburtstag der Freundin.

Diese Suralinfiguren werden nach dem Formen und Brennen mit Deckfarben bemalt. Das ist vor allem dann sinnvoll, wenn man nur braunes oder schwarzes Suralin zur Verfügung hat. Als Malfarben eignen sich Öl-, Gouasch-, Tempera- oder Plakatfarben. Ist die Farbe getrocknet – bei Ölfarbe dauert das ein paar Tage – wird die Figur lackiert. Mit verdünntem Bootslack, Reparaturlack oder farblosem Nagellack. Anschließend kann man ganz nach Lust und Laune Details mit Ausziehtusche und Feder aufzeichnen, um dann noch einmal die ganze Figur zu lackieren.

Bevor wir die einzelnen Arbeitsschritte erklären, hier noch ein paar Tips für das Bearbeiten dieser kleinen Figürchen: Ein angespitztes Hölzchen (z. B. ein abgebranntes Streichholz) dient zum Andrücken kleinster Teile, z. B. der Ösen für das Band. Nach dem Formen spießt man die Figur am besten auf eine dicke Stopfnadel und steckt die während des Brennvorganges in eine halbierte dicke Kartoffel. So kriegt die Figur von allen Seiten gleichmäßig Hitze und verliert die Form nicht. Am günstigsten brennt man die Figuren im Gasbackofen bei ungefähr 100 Grad zwei Minuten.

Auch beim Bemalen und Lackieren bleibt die Figur immer auf der Nadel. Erst wenn alle Arbeitsgänge beendet sind, zieht man die Nadel vorsichtig heraus.

a

b

c von oben

a

b

c von vorn

c von hinten

durchstechen

a

b

c



Verschenken

← durchstechen

a

b

von vorn

c

von hinten

Wählt für die ersten Versuche eine einfache Form wie

Vogel oder Fisch:

1. Ein kirschgroßes Suralinkügelchen weich kneten und in die gewünschte Form bringen (a). Eine kleine Wurst formen (ungefähr 10 mm lang und 3 mm Durchmesser) und als Öse der Figur ansetzen. Zum Andrücken ein Hölzchen benutzen. Figur brennen.
2. Nach dem Abkühlen die Figur bemalen, trocknen lassen und dann dünn und gleichmäßig lackieren (b).
3. Auf den trockenen Lack die schwarzen Ausziehtusche-Linien zeichnen. Noch einmal lackieren (c).

Wer die einfachen Formen gut hingekriegt hat, der kann sich an das Formen von Apfel, Birne oder der dicken Marktfrau heranwagen.

Apfel, Birne:

Frucht und Blatt getrennt formen. Da, wo die Blüte sitzt, mit dem Hölzchen eine Delle ausformen, beim Apfel auch da, wo der Stiel wächst. Von der Blüte bis zum Stiel vorsichtig mit dicker Nadel die ganze Frucht durchbohren. Auch das Blatt bekommt ein Loch. Nach dem Bemalen und Lackieren zieht man einen Faden durch die Frucht, fädelt auch das Blatt mit auf, führt den Faden durch die Frucht wieder zurück und verknotet ihn. Der Knoten bildet nun gewissermaßen die Blüte. Die Schlaufe oben an der Frucht dient als Öse für Strippe oder Lederband.

Marktfrau:

Man beginnt wieder mit einem kirschgroßen Suralinkügelchen, das zum Kegel geformt wird. Außerdem werden drei kleinere Kügelchen geformt, zwei drückt man als Brust an, die etwas größere wird oben auf dem Kegel als „Dutt" befestigt. Das Duttkügelchen wird quer durchstochen, so daß hierdurch die Strippe gezogen werden kann. Eine Wurst formen und unter der Brust entlang als Arme anfügen.

Schweine

Zeichnung: Christine Nahser

Zwei Schweine, nachdem sie auf dem Campingplatz angekommen waren, schlugen ihre Zelte auf und legten sich in die Sonne.

„Endlich einmal richtig Schwein sein", sagte das eine der Tiere, „ab sofort wird nicht mehr gewaschen."

„Ein Kamm wird auch nicht mehr benutzt", antwortete das andere.

„Und nach dem Essen rülpsen wir, wie es uns gefällt."

„Und ab sofort wird nur noch Englisch gesprochen."

Bald stank es in der Nähe der Schweinezelte so sehr, daß alle Tiere des Zeltplatzes einen Bogen schlugen.

„Was die nur haben?" fragte das eine Schwein.

Antwortete das andere: „Die verstehn sicher kein Englisch."

Werner Lindemann

Krah, krah – im Kammerton ‚A'

Nun schaut euch das an, „Frösi"-Reporter Droll im Konzertsaal! Glaubt mir, euer Schlüsselinchen staunte genauso wie ihr, als er plötzlich hereingeflattert kam und sich stillschweigend auf einer Sitzlehne niederließ. Ich konnte ihm nicht einmal „Guten Tag" sagen, denn ich war voll und ganz mit einem Konzert beschäftigt. Notenzeile für Notenzeile mußte ich fest im Griff haben. Das Jugendsinfonieorchester des Berliner Pionierpalastes „Ernst Thälmann" musizierte unter der Leitung seines Dirigenten, Professor Reinhold Krug, für Berliner Schüler. Aber soll euch unser Droll erzählen, was er im Konzertsaal erlebte.

„Flog ich doch neulich bei meinem Nachmittags-Bleib-Fit-Training über die Berliner Wuhlheide, und was hörte ich da? Musik! Na, und wenn ich Musik höre, dann bin ich sofort hellwach. Ich schwenkte also in eine Linkskurve ein, kreiste wie eine Radarantenne, um festzustellen, woher die bezaubernden Töne kommen. Kurze Zeit später landete ich im Konzertsaal des Pionierpalastes ‚Ernst Thälmann' mitten unter 400 Konzertzuhörer-Kindern. Gleich schmulte ich bei solch einem jungen Konzertbesucher auf den Programmzettel. Man muß ja schließlich wissen, was da gespielt wird. Nun schaut mal selbst drauf, ist das nicht großartig, was da die Mädchen und Jungen zu hören bekamen?



1. Ludwig van Beethoven – Ouvertüre zum Ballett „Die Geschöpfe des Prometheus"
2. Georg Philipp Telemann – Konzert für Blockflöte und Fagott, 2. Satz
3. Reinhold Krug – Marsch
4. Leopold Mozart – Kindersinfonie, 1. Satz
5. Antonin Dvořák – Slawischer Tanz, op. 46 Nr. 8

Neugierig und auch ein bißchen vorlaut, wie ich Rabe nun mal bin, habe ich anschließend an das Konzert einige Zuhörer und auch Musikanten ganz schön ausgefragt. So wollte ich z. B. von den Konzertbesuchern – alles Schüler von 5. Klassen aus Berliner Oberschulen – wissen, was ihnen wohl am besten gefallen hat.

Heike antwortete: *‚Ich weiß gar nicht, was ich da nennen soll. Das ganze Konzert war sehr schön.'* Michael meinte: *‚Am besten hat mir die «Kindersinfonie» von Leopold Mozart gefallen. Die kannten wir nämlich schon aus dem Musikunterricht, aber nur von der Schallplatte. Heute waren wir nun selbst dabei, als sie ein großes Orchester für uns spielte.'*

Dann bin ich zur Bühne geflattert und habe die Manuela, die auf dem größten Instrument spielt, in ein Gespräch verwickelt, und ich fragte sie: ‚Stimmt das, Manuela, mir hat vorhin jemand gesagt, du brächtest zu jedem Konzert und zu jeder Probe deine Großmutter mit? Darfst du denn als so großes Mädchen nicht allein zum Pionierpalast gehen?'

Manuela: *‚Na, du Rabe, da hat man dich aber ganz schön verkohlt. Was es mit der Großmutter auf sich hat, erzähle ich dir gleich mit einem kleinen Gedicht von dem Schriftsteller Werner Lindemann:*
Der Kontrabaß, der schwere Brocken,
hat keine angegrauten Locken,
hat keine Falten im Gesicht,
auch Zahnprothesen hat er nicht.
Trotz allem wird er «Großmutter» genannt.
Ich finde, das ist allerhand.'

Aha, also mit der ‚Großmutter' ist der Kontrabaß gemeint. Übrigens, Manuela möchte sogar beruflich Musikerin werden. Wie man das wird?

Manuela: *‚Als ich vier Jahre alt war, begann ich mit dem Violinespielen. Später bin ich dann auf den Kontrabaß umgestiegen. Das ist zwar für Mädchen etwas ungewöhnlich, aber mir macht das großen Spaß. Jetzt bin ich noch Schülerin der Spezialschule für Musik, und ich möchte anschließend ein Musikstudium an der Hochschule für Musik «Hanns Eisler» in Berlin beginnen. Das dauert vier Jahre, und dann kann ich in ein Berufsorchester aufgenommen werden.'*

Na, ihr ‚Frösi'-Spezialisten, habt ihr das alles schon gewußt, wie fleißig und wie lange man lernen muß, wenn man im Konzertsaal den stürmischen Beifall des Publikums über sich ergehen lassen möchte?
Dann bekam ich direkt Lust, selbst in das Orchester mit einzugreifen. Am liebsten wollte ich mal am Dirigentenpult stehen. Deshalb machte ich mich gleich einmal an Herrn Professor Krug heran: ‚Herr Professor, sehen Sie, ich habe auch so einen schönen schwarzen Anzug an wie Sie. Könnte ich da vielleicht beim nächsten Konzert einmal das Orchester dirigieren?'

Prof. Krug: *‚Na, mit dem schwarzen Anzug allein wirst du da nicht weit kommen. Wenn man ein Orchester dirigieren will, da muß man vorher viel lernen, da muß man studieren. Man muß auch selbst Instrumente spielen können und natürlich die Noten und alle anderen musikalischen Zeichen beherrschen. Und hier, mit diesem kleinen Stöckchen, dem Dirigentenstab, gebe ich dem Orchester die Zeichen, die es braucht, um z. B. die Musik zu beginnen, laut*





Zeichnungen: Christine Nahser, Fotos: Axel Segner

und leise, langsam und schnell zu spielen, einzelnen Instrumenten den Einsatz zu geben und auch das Musikstück zu beenden.'

Auweia! Und ich habe immer gedacht, mit dem Stöckchen droht der Professor den Musikern, damit sie ja auch das spielen, was er will.
Frau Lemhöfer, die pädagogische Leiterin des Orchesters, gab den Kindern so manche Hinweise und Erklärungen zur Musik und zu den Instrumenten, damit die Zuhörer das alles besser verstehen. Mir fiel auf, daß sie ein schönes langes Kleid anhatte, und ich konnte mir die Frage nicht verkneifen: ‚Frau Lemhöfer, haben Sie das schöne lange Kleid deshalb angezogen, weil Sie vor den Kindern recht hübsch aussehen wollen?'

Frau Lemhöfer: *‚Das ist auch ein Grund, mein lieber Droll. Aber der Hauptgrund ist das Konzert selbst. Ein Konzert ist ein besonderer Höhepunkt, den man nicht jeden Tag erlebt. Und wenn man zu einem besonderen Erlebnis, also auch zu einem Konzert geht, dann kleidet man sich auch besonders schön.'*

Das wissen aber scheinbar noch nicht alle, die da im Saal waren. Ich habe da einige gesehen mit ausgefransten Jeans, unsauberen Pullovern, ungeputzten Schuhen, und die Haare hatten sich auch nicht alle gekämmt. Also, ‚Frösi'-Freunde, sagt es allen, die das noch nicht wissen sollten, wie sie sich beim Konzertbesuch kleiden!
Zum Schluß hatte ich noch eine Frage an die Gudrun. Sie bläst die Oboe im Orchester. ‚Du, Gudrun, würdest du mir mal die Kammer zeigen, wo der Ton «A» aufbewahrt wird?'

Gudrun: *‚Aber Droll, der Ton A wird doch nicht in einer Kammer aufbewahrt, sondern ich muß vor Beginn des Konzertes auf meiner Oboe den Ton A anblasen, und alle anderen Musiker müssen ihre Instrumente auf diesen Ton einstimmen, damit dann beim Musizieren der Klang des ganzen Orchesters übereinstimmt.'*

‚Und warum heißt dann dieser Ton Kammerton?'

Gudrun: *‚Die Bezeichnung Kammerton stammt aus längst vergangenen Zeiten, als Konzerte fast nur in den Schlössern und Wohnsitzen von Königen, Fürsten und anderen Herrschern stattfanden. Das Volk hatte natürlich da keinen Zutritt. Die Räume und Salons in diesen Schlössern, in denen also auch musiziert wurde, nannte man auch «Kammern». Der Zuhörerkreis dieser Adligen und deren Gäste war also nicht sehr groß, und so brauchten sie auch keine großen Orchester, sondern nur kleine Instrumentalbesetzungen und kleine Chöre sowie Solisten. Diese kleine Form des Musizierens nannte man also «Kammermusik». Diese kleine Form gibt es ja auch heute noch, und aus dieser Zeit kommen auch die Bezeichnungen «Kammerorchester», «Kammerchor» und auch «Kammerton». Die Schloßherren hatten ja zu ihrer Bedienung z. B. auch Kammerdiener und Kammerzofen. Ein Titel, der heute noch an hervorragende Sänger und Musiker verliehen wird, heißt «Kammersänger» und «Kammervirtuose».'*



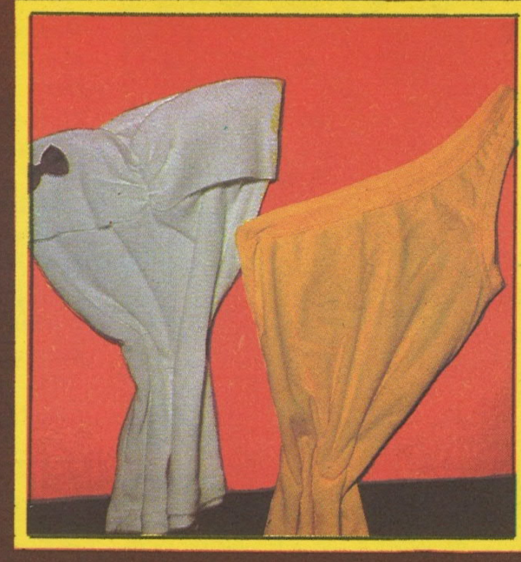
So, das wär's für heute. Aber so einfach sang- und klanglos verabschiede ich mich nicht von euch. Ich möchte euch nämlich, angeregt von dem schönen Konzert, eine Hör-Rätsel-Frage stellen:
Hört euch doch mal auf der Schallplatte den 1. Satz der Kindersinfonie von Leopold Mozart an! Falls ihr diese Schallplatte nicht selbst besitzt, in der Schule ist sie sicher vorhanden. Laßt sie euch dort vom Musiklehrer vorspielen. In dieser Musik sind da einige Instrumente zu hören, die eigentlich nicht zu den normalen Orchesterinstrumenten gehören. Vielleicht besitzt mancher von euch sogar solch ein Instrument als Spielzeug. Wenn ihr diese Instrumente herausgehört habt, schreibt die Bezeichnung dieser Instrumente auf eine Postkarte und schickt diese an: Redaktion ‚Frösi', 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Kindersinfonie. Einsendeschluß: 15. 10. 1981.
Vergeßt nicht euren Absender anzugeben, denn wer die Aufgabe gelöst hat, bekommt ein Foto vom Jugendsinfonieorchester des Pionierpalastes ‚Ernst Thälmann' mit der eigenhändigen Unterschrift seines Dirigenten, Professor Reinhold Krug, zugesandt.
Nun hört mal rein in die Kindersinfonie, wie das manchmal zwitschert. Oh, jetzt hätte ich ja bald schon etwas verraten.
Also, bis zum nächsten Mal – krah-krah im Kammerton ‚A'."

Für die letzten Sommertage möchten wir euch heute einige schnell nachzuarbeitende „Sonnenhemdchen“ vorstellen.

HIMMELBLAUES SONNENHEMDCHEN

Von einem alten ärmellosen Hemd wird der obere Teil mit den Trägern abgeschnitten, anschließend etwa 12 cm Stoff nach außen umgeschlagen und angenäht. In der Mitte etwas raffen. Damit das Oberteil fest sitzt und nicht rutschen kann, wird ein dünnes Gummiband oder ein Gummifaden an dem oberen Rand durchgezogen.





abschneiden

Schnittkante einfassen

von innen: eingefaßt u. angenäht

Ideen, Anfertigung, Text: Monika Maltschewa
Zeichnungen: Richard Hambach
Fotos: Horst Glocke

MODELL „SONNENBLUME“

Aus einem farbigen ärmellosen Turnhemd wird das gelbe Oberteil hergestellt, indem ihr einen Träger diagonal abschneidet. Von dem abgeschnittenen Material – oder von der Hemdlänge, falls der Trägerstoff nicht ausreicht – wird ein etwa 4 cm breiter Streifen zugeschnitten, in dem der Geweberand neu eingefaßt wird.

MODELL „ABENDSONNE“

Benötigt werden zwei gleichfarbige Stoffstückchen, am besten leicht dehnbares Material, z. B. Seidenjersey.
Für den Rücken wird ein Teil von 35 cm Breite und 26 cm Höhe zugeschnitten. Das Vorderteil muß 46 cm breit und 40 cm hoch sein. An den Seiten und in der Mitte des Vorderteils wird mit kleinen, feinen und gleichmäßigen Stichen ein Faden durchgefädelt, von links zusammengezogen und vernäht. So entsteht die Raffung an den Seitennähten und der Oberteilmitte.
Die Seiten des Vorder- und Rückenteils werden mit 2 cm Nahtzugabe zusammengenäht. Die Kräuselweite gleichmäßig verteilen. Die oberen und unteren Kanten 1 cm schmal säumen.
Die Träger werden aus zwei Stoffstreifen, ungefähr 46 cm lang und 3 cm breit (Trägerbreite 1 cm) hergestellt und modellgemäß angenäht.
Durch den oberen Saum ein Gummiband ziehen.

BOUTIQUE

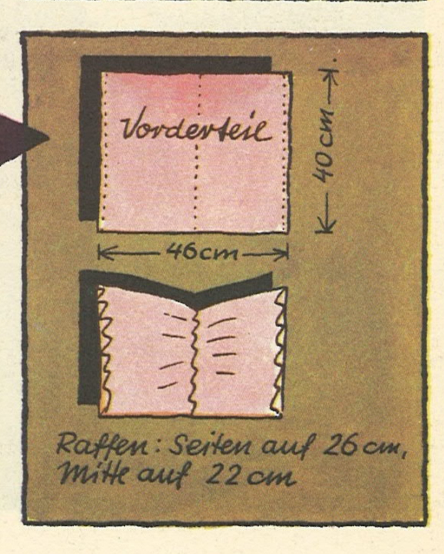
Angaben für Größe 164

Rückenteil

35 cm

26 cm

SCHLEIFE: Die modische Schleife kann aus Lederresten, Samtresten oder Stoffresten hergestellt werden (siehe Boutique 5/81).

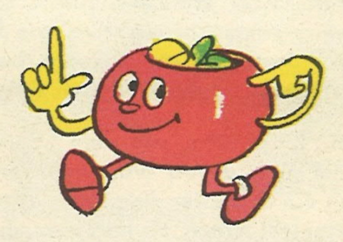


nebenan

SAHNEEIS

Zutaten für ungefähr 800 g Eis: 400 g Milch, 125 g Zucker, 3 Eier, 1 Flasche Schlagsahne, 1 Päckchen Vanillezucker.

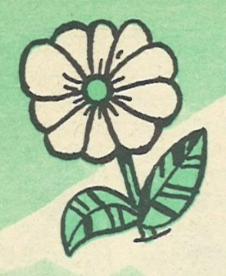
Zubereitung: Zucker und Milch aufkochen lassen. Die geschlagenen Eier ganz langsam unter ständigem Rühren in die Flüssigkeit geben. Die Sahne gut verrühren – nicht schlagen! – und mit dem Vanillezucker in die erkaltete Masse geben. Alles gut durchschlagen und portionsweise in Formen schütten.
Im Tiefkühlfach gefrieren lassen. Fertig ist das leckere Sahneeis. Als Garnierung Waffeln, Schokoladenstreusel oder Obststücke reichen.



GEFULLTE TOMATEN

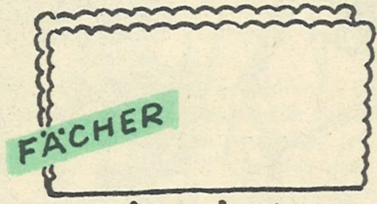
Zutaten für 8 Tomaten: 4 Eier, 10 g Butter, etwas Schnittlauch, Salz und Pfeffer.
Zubereitung: Tomaten oben knapp abschneiden, Fruchtfleisch entfernen. Eier mit kleingehacktem Schnittlauch, Salz und Pfeffer vermischen, mit Butter in der Pfanne zu Rührei backen. Abkühlen lassen und in die ausgehöhlten Tomaten geben.

Eure Monika

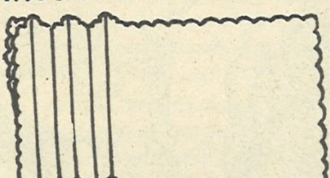


SERVIETTEN-BRECHEN

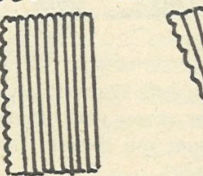
Viele Möglichkeiten gibt es, zum Geburtstag oder einem anderen Anlaß den Tisch nett und lustig zu dekorieren. Zum festlich gedeckten Tisch gehören neben Blumen auch die Servietten. Wir wollen euch hier nur ein paar Anregungen geben, wie ihr den einfachen, glatten Servietten eine einladende Form geben könnt. Probiert es. Ihr werdet bestimmt noch bessere Ausführungen zustande bringen.



Serviette in der Mitte brechen (falten)...



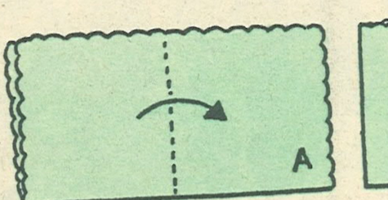
in etwa 1,5 bis 2cm beeite falten legen...



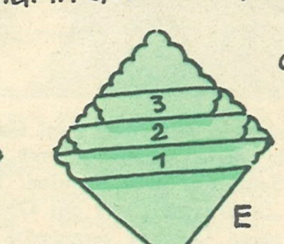
um das untere Ende ein Bändchen binden.



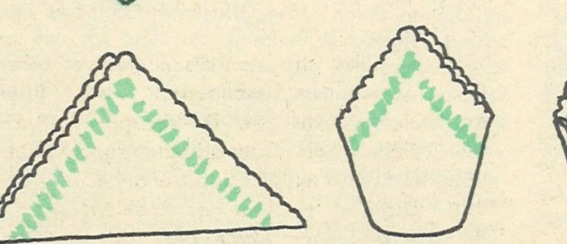
Stellt die Fächer in die Brause-Trinkgläser



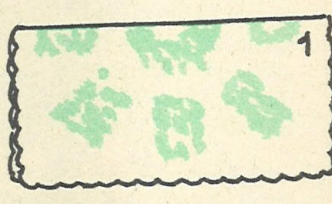
Serviette zweimal in der Mitte falten...

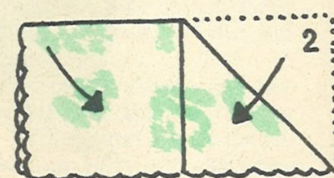


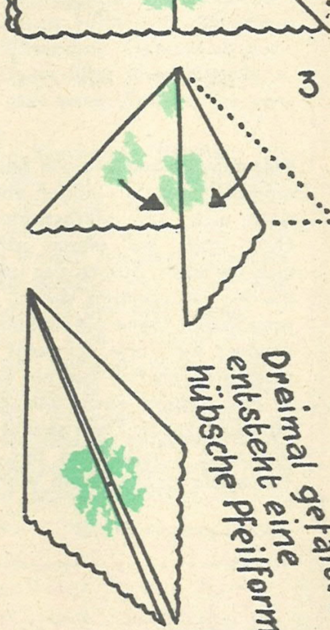
dann die drei oberen Seiten nach unten gut kniffen.



Aus dem Dreieck entsteht diese Form



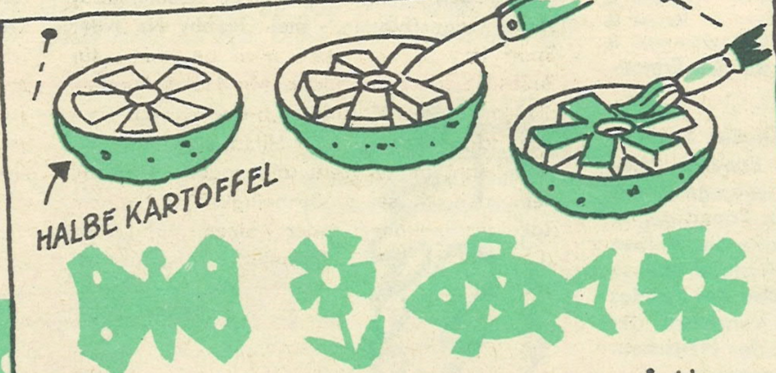




Dreimal gefaltet – entsteht eine hübsche Pfeilform

So könnten die Ecken der Platzdeckchen bedruckt werden





Kartoffeldruck für weiße Papierservietten, die als Gedecktücher unter die Teller gelegt werden.



Zeichnungen: Otto Sperling

Marschall »Vorwärts«



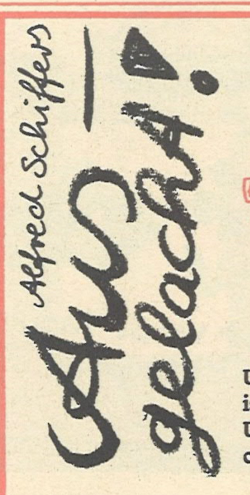


Wer zum erstenmal nach Berlin kommt, wird gewiß einmal Unter den Linden entlangbummeln, ist das doch eine der interessantesten Straßen unserer Hauptstadt. Bei einem solchen Bummel kommt man zwischen Staatsoper und Operncafé an einer kleinen Grünanlage vorbei, in der vier Denkmale preußischer Generale stehen. Eines davon fällt besonders ins Auge. Es zeigt eine reckenhafte Gestalt, die den Fuß auf ein Kanonenrohr stützt und in der rechten Faust den blankgezogenen Säbel hält. Die ganze Figur strahlt Tatkraft, Entschlossenheit und Kampfesmut aus. Auf dem Sockel des Denkmals steht nur ein Wort:

BLÜCHER

Wer war das? Warum bewahren wir die Erinnerung an ihn?

Anfang des Jahres 1813 war in Preußen eine Situation herangereift, die König Friedrich Wilhelm III. und seine Minister zwang, entgegen ihren eigentlichen Absichten, sich für den Kampf gegen Napoleon zu entscheiden. Dazu hatte das Wirken preußischer Patrioten im In- und Ausland ebenso beigetragen wie die in vielen Teilen des Landes beginnende Volkserhebung, der Vormarsch der russischen Truppen und die Angst der Herrschenden vor einer Revolution der Volksmassen.
So konnten am 28. Februar 1813 General Scharnhorst, der führende Kopf der preußischen Militärreformer, und der legendäre russische Feldherr Kutusow endlich einen Bündnisvertrag unterzeichnen, der die deutsch-russische Waffenbrüderschaft besiegelte. Neben der russischen Hauptarmee wurden nun noch zwei weitere Armeen formiert, in denen russische und preußische Regimenter Seite an Seite standen. Über eine davon, die „Schlesische", war der Oberbefehl einem preußischen General zugedacht. Aber wer sollte das sein?
Im kleinen Salon seines Breslauer Schlosses marschiert Friedrich Wilhelm III. auf und ab wie ein Wachposten. Mit giftigen Blicken starrt er seinen ihm treu ergebenen Staatsminister Graf Hardenberg an. „Miserabel, Hardenberg", fährt er auf, „Scharnhorst, Gneisenau, Yorck oder Boyen als Oberbefehlshaber meiner Schlesischen Armee? Nicht auszudenken! Unvorstellbar! Halten es ja mehr mit Krämern, Schusterjungen und Bauernlümmeln als mit Ihrem König!"
„Majestät", wagt Hardenberg einzuwerfen, „von Scharnhorst hat als Oberbefehlshaber nicht sich, sondern den General Gebhard Leberecht von Blücher vorgeschlagen." Das Gesicht des Königs verzerrt sich und läuft krebsrot an, als er herausschreit: „Was der schon vorschlägt! Und Blücher? Schon genug Ärger mit diesem Draufgänger und Brausekopf gehabt!"
Trotzdem wird Friedrich Wilhelm bei dem Namen Blücher nachdenklich. O ja, er kennt diesen weißhaarigen, nunmehr siebzigjährigen, mutigen und manchmal auch über die Stränge schlagenden General gut. Er erinnert sich:
Hat im Krieg 1806 bei Auerstädt die Vorhut kommandiert, tapfer gefochten und nach Niederlage Soldaten geordnet zurückgeführt. Sich mit seinem Korps in kühnem Zug bis Lübeck durchgeschlagen und verbissen weiter mit napoleonischen Truppen gekämpft. Mußte schließlich doch Waffen strecken. Aber ehrenhaft! Erklärte ausdrücklich: „Ich kapituliere nur, weil ich keine Munition und kein Brot mehr habe!" Haben Blücher gegen gefangenen französischen General ausgetauscht und Generalkommando in Pommern gegeben.





Udos süße kleine Schwester
ist zwölf Wochen und heißt Esther.
Udo schiebt an schönen Tagen
oft und gern den Kinderwagen.

Dies hat Kunobert gesehen.
Der blieb, lauthals lachend, stehen,
wies auf Udo und den Wagen
und begann voll Spott zu sagen:



Dann aber seines Königs Pläne zur Verständigung und Aussöhnung mit Kaiser Napoleon sehr gestört. Statt sich ruhig zu verhalten, mahnte er seinen Monarchen unablässig zu neuem Kampf gegen die Unterdrücker und verbarg seinen Haß gegen Napoleon in keiner Weise. Ha, hat sogar in einem Privatbrief geschrieben: „Es könnte leicht sein, daß die Fürsten mitsamt dem Napoleon vertrieben werden, wenn sie nicht mit dem Volke gehen." Parbleu![1] Aber, und ein listiges Lächeln huscht über das Gesicht Friedrich Wilhelms, er hat es ihm gezeigt. Genau erinnert er sich, wie wütend und auch enttäuscht Blücher war, als ihm das Generalkommando wieder entzogen und ein Wohnsitz im entlegenen Schlesien zugewiesen wurde.

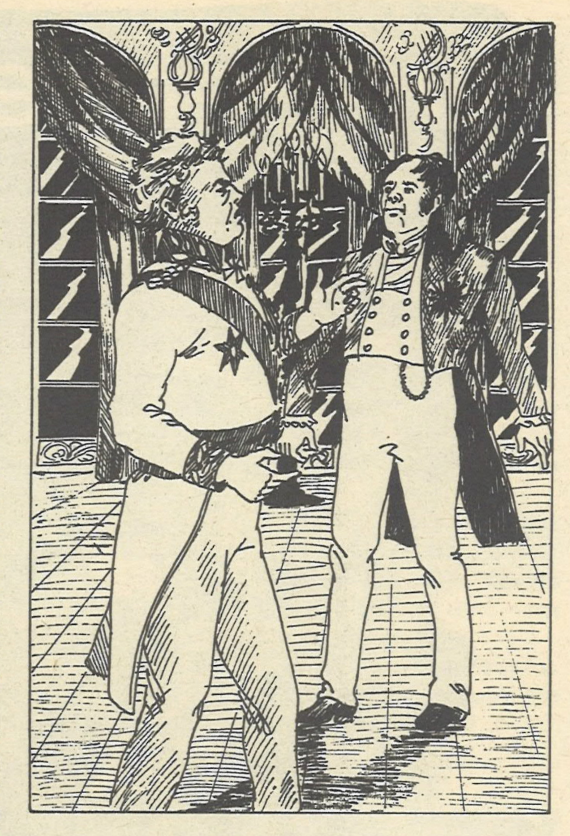
Und nun drängt man von allen Seiten – besonders aber Scharnhorst –, diesen Blücher zum Oberbefehlshaber der Schlesischen Armee zu machen. Friedrich Wilhelm überlegt: Blücher hat sich trotz allem stets als preußischer Junker erwiesen, zu demokratischen Forderungen abwartende Haltung eingenommen. Vortrefflich! Wenn auch von Scharnhorst und seinesgleichen als Patriot geschätzt und bei ihnen beliebt, so doch einer von uns, Soldat von altem Schrot und Korn. Allerdings, zu wenig begriffen, was für seinen König gut ist.

An dieser Stelle seines Nachdenkens blickt der König auf, sieht Hardenberg lange an und sagt schließlich: „Wir haben uns entschieden! Blücher soll kommandieren!" Beschwörend flüsternd setzt er jedoch sofort hinzu: „Aber, gut herhören, Graf Hardenberg, Blücher an die Kandarre nehmen, gewissermaßen Zügel anlegen, sonst wird er unser Konzept verderben. Das vor allem, denn werden wohl einen wie Scharnhorst oder Gneisenau als Generalstabschef bei Blücher dulden müssen."

Ein halbes Jahr später. Die Schlesische Armee hat in zahlreichen blutigen Gefechten den Truppen Napoleons große Verluste zugefügt. Aber wie es der Kriegsplan der Verbündeten verlangt, zu denen jetzt auch Österreich und Schweden gehören, muß einer entscheidenden Schlacht nach wie vor ausgewichen werden. Deshalb haben die Truppen Blüchers bei Görlitz die Neiße überschritten und ziehen sich, gefolgt von einer starken napoleonischen Armee, an die Oder zurück.

Seit Tagen regnet es in Strömen. Die Soldaten sind bis auf die Haut durchnäßt. Oft versinken die Kanonen und Bagagewagen bis zu den Achsen im Schlamm der Straßen.

Mitten unter seinen Soldaten reitet General Blücher. Auch er hat keinen trockenen Faden mehr am Leibe, die unvermeidliche Tabakspfeife ist ihm ausgegangen, und er ist schlechtester Stimmung. Wie seinen Soldaten paßt auch ihm die ganze Kriegsführung nicht. Er hat die ständigen Vor- und



Rückmärsche satt. Er will Napoleon schlagen und das so schnell und so gründlich wie möglich.

Mit besorgten Blicken beobachtet Blücher, wie seine Armee die vom Hochwasser angeschwollene Katzbach überschreitet und das jenseitige Steilufer erklimmt.

Da sprengt ein vor Schmutz fast unkenntlicher Melderreiter heran. „Herr General! Die Österreicher bedrohen Dresden! Napoleon marschiert ihnen entgegen und hat Truppen von unseren Verfolgern abgezogen!" meldet er schon von weitem. In den Augen Blüchers blitzt es auf. Das ist die Gelegenheit! Darin ist er sich mit seinem Stabschef Gneisenau sofort einig. Als der letzte seiner Soldaten den Fluß überschritten hat, läßt er das Signal „Das Ganze halt!" blasen und die Armee Gefechtsformation einnehmen. Sowohl er als auch Gneisenau wissen, daß sie damit eigentlich gegen einen Befehl verstoßen und ein schwerer Kampf bevorsteht. Aber sie vertrauen ihren Soldaten und Offizieren.

Blücher galoppiert an der Front der angetretenen Truppen entlang. Er ruft seinen Preußen zu: „Kinder, heute müssen wir alle dran! Wenn ihr mir heute nicht aus dem Dreck helft, so sind alle unsere vorigen Anstrengungen im A...!" Seine Anerkennung für die ihm unterstellten russischen Regimenter aber bringt er zum Ausdruck, indem er ihnen zuruft: „Ihr alten Moskowiter, ihr habt eurem Feind noch nie den Rücken gezeigt. Ich werde mich an eure Spitze setzen und ihr sollt die Kerle, die Franzosen, angreifen. Schwerenot, ich weiß, ihr werdet ihnen auch heute nicht den Rücken zukehren. Pascholl[2]!"

Der napoleonische Marschall Macdonald, der das Zurückweichen der Armee Blüchers für ein Ergebnis ihrer Schwäche ansieht, überschreitet ebenfalls die Katzbach und sieht sich urplötzlich einer kampfbereiten preußisch-russischen Armee gegenüber.

Blücher reißt den Säbel aus der Scheide, weithin schallt sein Ruf: „Vorwärts!" und an der Spitze seiner Soldaten stürzt er sich auf den Feind. Bei strömendem Regen und peitschendem Sturm treibt seine Armee mit Säbel und bloßem Bajonett die napoleonischen Truppen über die Katzbach zurück und befreit große Teile der Provinz Schlesien. Sechzig Kanonen und zweihundert Pulverwagen werden erbeutet, siebentausend Gefangene gemacht.

Wie eine Erlösung ist dieser Sieg für die Soldaten. Von diesem Tag an wird Blücher von ihnen allen „Marschall Vorwärts" genannt, wie das russische Truppen zuerst getan haben.

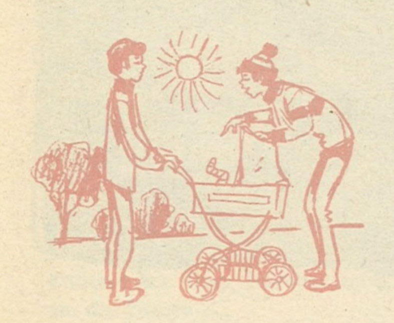
Durch den Sieg an der Katzbach rückte die Schlesische Armee, obwohl sie die kleinste Heeresgruppe war, in den Vordergrund der Entscheidungen. Mit ihren weiteren kühnen militärischen Operationen hatten Blücher und Gneisenau großen Anteil am endgültigen Sieg über Napoleon und an der Befreiung des deutschen Volkes von fremder Unterdrückung.

Karl Marx würdigte die Verdienste Blüchers mit folgenden Worten: „Er war das Muster eines Soldaten. Beispielgebend als tapferster im Kampf und unermüdlich bei großen Anstrengungen, übte er einen faszinierenden Einfluß auf den einfachen Soldaten aus. Tollkühne Bravour, viel Scharfblick auf dem Terrain[3], Raschheit des Entschlusses in schwierigen Situationen und eine Zähigkeit in der Verteidigung, die seiner Energie beim Angriff gleichkam. Mit genügendem Verstand, um in einfacheren Fällen selbst das Richtigste zu finden, in schwierigen sich auf Gneisenau zu verlassen. Kurz, er war der geborene General für den Krieg 1813 bis 1815, der halb ein regulärer und halb ein Insurrektionskrieg[4] war."

Dr. Wolfgang Uebel

Worterklärungen:
1) **parbleu** = **bei Gott!**
2) **paschol!** = **vorwärts!**
3) **Terrain** = **Gefechtsfeld**
4) **Insurrektion** = **Volksaufstand**

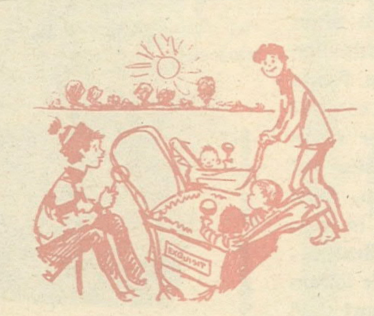
„Udo – Mann! Jetzt muß ich lachen!
Was machst du denn da für Sachen?!
Kleine Kinder auskutschieren?
Nee – das würde mich genieren!"





Udo, der das alles hörte,
was ihn aber gar nicht störte,
fuhr sein Schwesterchen mit Wonne
weiter durch die Sommersonne.

Wochen später, Udo traute
seinen Augen kaum, erschaute
er am Spielplatz, vor der Rutsche,
Kunobert. Samt Kinderkutsche!



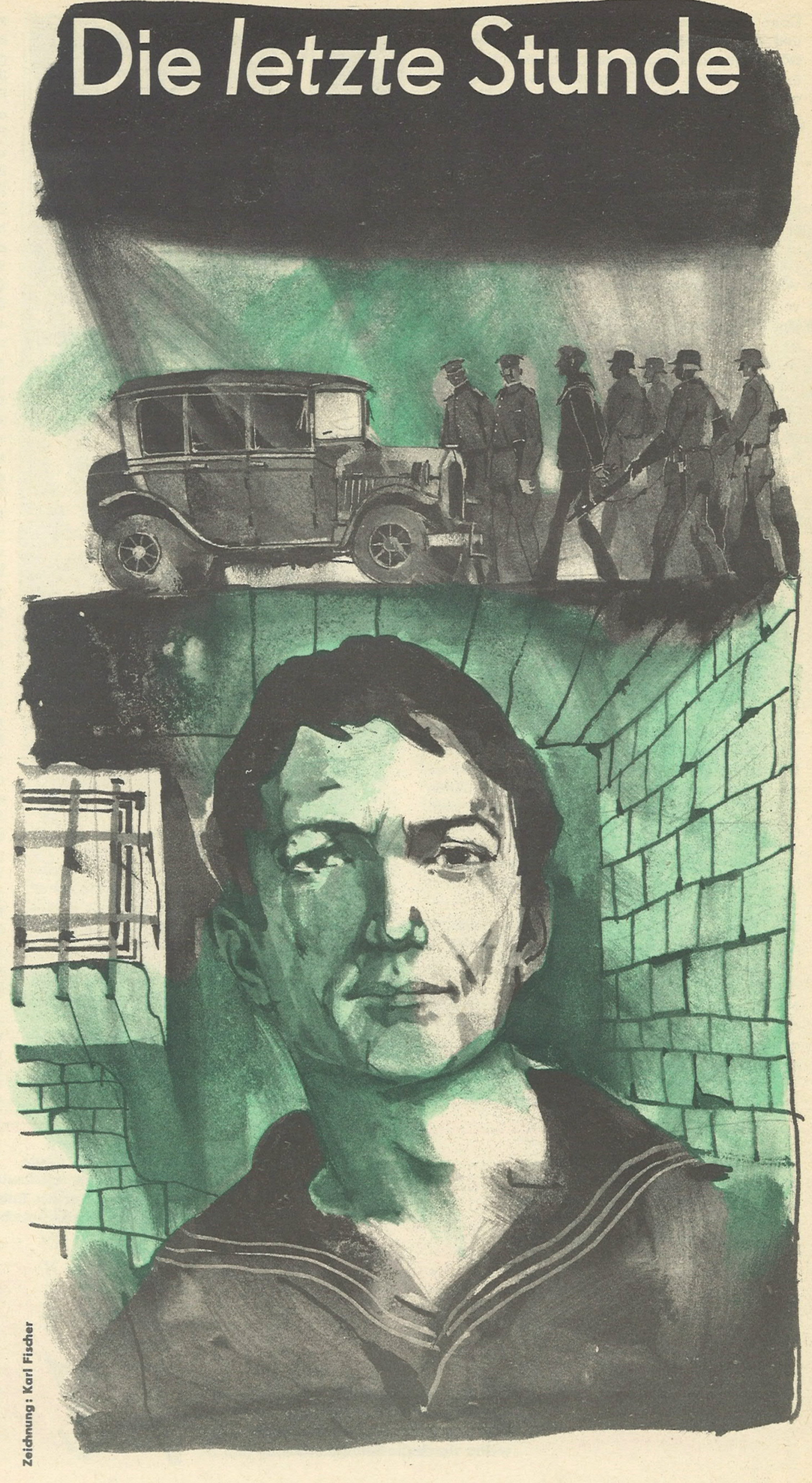


„Kunobert!" rief Udo heiter.
„Was ist los?" – „Ich bin gescheiter",
sagte Kuno, „denn wir haben
doch seit Mai zwei Zwillingsknaben!!"

Zeichnungen: Gerhard Vontra

Die *letzte* Stunde

von BERNHARD SEEGER



Zeichnung: Karl Fischer

Er war starknackig, hatte ein stilles junges Gesicht und trug die Matrosenmütze tief in der Stirn. Er war jung noch, knapp fünfundzwanzig Jahre alt. Er hatte das Meer geliebt: die weißen Kämme seiner Wellenberge, die schwarzen, ungewissen Tiefen seiner Täler, und er hatte den Sturm geliebt, der breit kam und stark, weil's auf dem Meer nichts gab, was dem Sturm hätte entgegentreten können. Er war aufs Meer gefahren, nicht, um ferne Weiten zu erforschen, nicht, um Walfisch und Robbe in den Wassern des Eismeeres zu belauern ... Nein! ... Er war aufs Meer gekommen, um Wache zu halten ... Warum? – und Für wen?

Mit diesen Fragen hatte alles begonnen: Albin Köbis ging in seiner Zelle auf und ab. Die Zelle war klein, maß drei Schritte in der Länge und zwei in der Breite. Draußen, hinter den Gitterstäben, war Köln, eng zusammengerückt unter der grauen Morgenplane des Septemberhimmels. Und an Köln vorbei walzte der Rhein.

Wenn Albin daran dachte, hatte er den Geschmack des Wassers auf den Lippen. Wenn er weiter dachte, daran, daß der Rhein zum Meere floß, schmeckte er den salzigen Geruch des Sturms. Und wenn er immer weiter dachte, sah er die Gräber jenseits des Rheins, die vor Verdun, in den Vogesen, an der Marne, sah er die Gräber des ersten Weltkrieges und die vielen, die noch gegraben werden.

Vom Kölner Dom dröhnten fünf Glockenschläge. Albin Köbis wußte, daß an diesem 5. September 1917 sein Leben zu Ende gehen würde – in einer Stunde, vielleicht auch in zweien. Er wußte es so sicher, wie man weiß, daß am Morgen die Sonne aufgeht. Er zog sich an den Gitterstäben hoch, um den ersten Streifen des Morgenrots zu erblicken. Und als er es sah, gingen seine Gedanken fort vom Rhein und wanderten ostwärts, wo sich das Morgenrot wie eine blutende Fahne entfaltete. Nun war alles wieder da: Der Kesselraum im tiefen unergründlichen Bauch des Schiffes, die bis zum Gürtel nackten Gestalten seiner Kameraden, die schwarzen, schweißverklebten Gesichter mit dem blitzenden Weiß in den Augen – und in den Kesseln die keuchende Glut, die unersättlich war und tonnenweise die glänzende Kohle schlang.

Er, der Matrose Albin Köbis, hatte als Heizer bei der kaiserlichen Kriegsmarine gedient. Er hatte die Glut gefüttert. Er hatte in jeden Schaufelwurf Kraft und Schweiß hineingetan. Er hatte Ängste ausgestanden, wenn der „Prinzregent Luitpold", in dessen Bauch er wie in einer Falle steckte, auf feindliche Geschwader stieß. Er hatte sich eines Tages zum erstenmal gefragt: Warum schießen wir aufeinander? ... Später hatte er die Frage vergessen, wie man einen bösen Traum vergißt! Aber dann, in einer Freistunde, hatte er einen Blick in die Offizierskabine getan. Er hatte auf weißen Tafeln Wein gesehen, Gebratenes, Obst und Gebackenes und hatte auf Deck in den Sturm geschrien: „Wir fressen steinhartes Brot! ... Wir schlingen verdorbenes Fleisch! ... Wir löffeln Kohlrübensuppe, bis uns die Därme platzen! ..."

Wie betäubt war er in den Kesselraum zurückgewankt. Ein sehr schwarzes, mageres Gesicht hatte sich über seine Schulter gebeugt.
„Was hast du, Kamerad?" hatte es gefragt.
„Sie fressen und saufen!" hatte er geschrien.
„Sei still!" hatte der andere gesagt. „Schrei nicht so!" – und war gegangen.
Tage später hatte er wieder neben Albin Köbis gestanden, den Kopf in die Schultern gezogen – und hatte wie ein Vogel nach rechts und links gespäht. – „Da, wenn du's lesen willst, dann lies, wenn nicht, wirf es ins Feuer!"
Albin Köbis hatte das Geschriebene in seinen Gürtel gesteckt, und nur genickt hatte er.
Das Geschriebene war ein dünnes, graues Heftchen, von vielen schwarzen Fingern abgegriffen. Es hatte nach nichts ausgesehen. Wenn Albin Köbis das Heftchen auf den Planken gefunden hätte, so im Vorüberschlendern, hätte er's sicher ins Meer gestoßen und sich gefreut, wie hilflos es in den Wellen ist. Nun aber hatte er's unterm Gürtel verborgen, war nach der Ablösung in seine Koje gegangen und hatte zu lesen begonnen. Über den Krieg hatte das Heftchen erzählt; über den Krieg, den die Reichen beginnen, um noch reicher zu werden, den die Armen ausfechten müssen, um noch ärmer zu werden, um zu sterben oder elend zu verkrüppeln!
Er hatte schon einen Tag später nach anderen Heften verlangt. Er hatte von Rußlands Arbeitern gelesen, von einem Lenin, der die Soldaten in den Schützengräben aufforderte, die Gewehre auf die eigenen Herren zu richten. Und er, Albin Köbis, hatte allmählich begriffen, daß er nicht mehr zuschauen dürfte. Er hatte die Hefte und Flugschriften weitergereicht. Er, der Heizer, durchbraust vom Glutstrom der Revolution!
Ja, so hatte alles begonnen! ...

Albin Köbis umklammerte die Gitter am Fenster seiner Zelle und rüttelte daran. Er fühlte sich so lebendig und so voller Kraft, daß er aufstöhnte bei dem Gedanken, sterben zu müssen. Er lief weiter in seiner Zelle auf und ab, die zu tief lag und von den ersten Strahlen der Morgensonne nicht erreicht werden konnte.
Vom Kölner Dom verkündeten die Glocken die sechste Stunde. Albin Köbis wischte sich über die Augen. Seine Zeit war knapp bemessen. Er warf den Kopf in den Nacken und dachte zurück – einen guten Monat dachte er zurück.

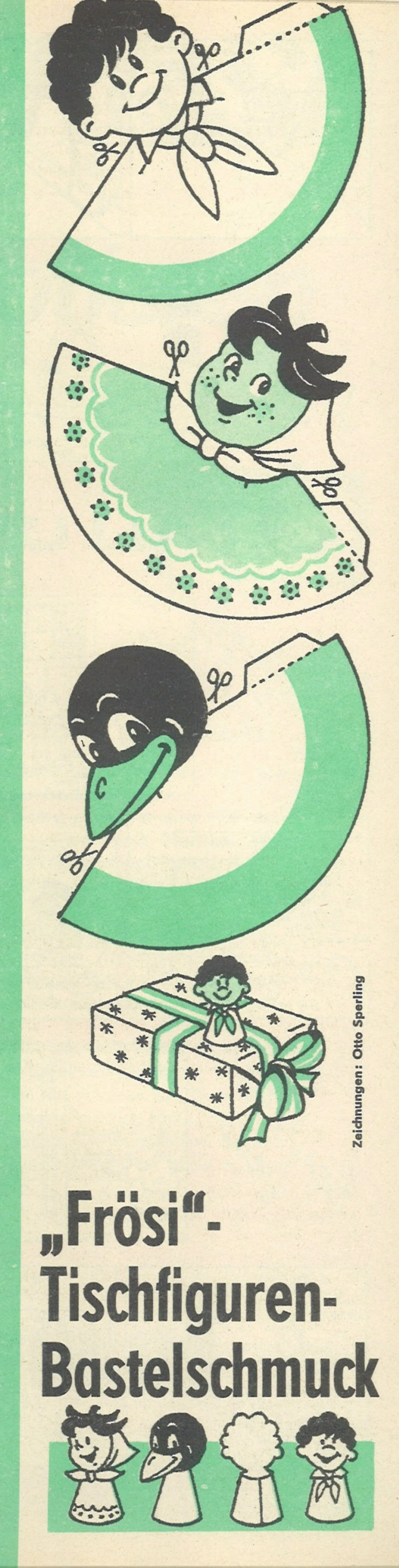
Es war der 1. August. Den Freiwachen des „Prinzregent Luitpold" wurde der Landgang verweigert. Der erste Offizier befahl einen militärischen Ausmarsch mit Strafexerzieren. Die Matrosen protestierten. Einige wurden verhaftet. Albin Köbis verließ mit vierhundert Matrosen das Schiff. Sie demonstrierten durch Wilhelmshaven zum nahen Rüstersiel.
Dort sprach er, schrie sich allen Haß vom Herzen und forderte die Matrosen auf, den Krieg der Herren zu beenden. Dicht an dicht standen die Matrosen. Als er rief: „Nieder mit dem Krieg!" – warfen sie ihre Mützen in die Luft, und als sie wieder auf Wilhelmshaven zuschritten, waren die Knöchel an ihren Händen weiß, so fest preßten sie die Fäuste ...

Dann ging alles sehr schnell. Der Kommandant des „Prinzregent Luitpold" gab den Befehl, in See zu gehen. In den Kesselräumen und überall auf dem Schiff tauchten fremde Gesichter auf: Spitzel und Geheimpolizisten.
Am 3. August wurden er und Hunderte Matrosen verhaftet. Am 25. August wurde er vor das Standgericht in Wilhelmshaven gezerrt ...

Albin Köbis lauschte hinaus auf den Gefängnisgang. Noch war alles still. Noch hatte er Zeit nachzudenken. Er sah die Richter an den langen Tischen. Sie hatten die Sonne im Rücken und hockten wie Schatten vor dem hellen Augusttag. Sie blätterten in den Akten und tuschelten sich in die Ohren. Sie hatten ihr Urteil schon gefällt, ehe sie ihn zu Wort kommen ließen.
Als sie ihm das Wort gaben, schnitten sie es ihm gleich wieder ab; denn er hatte gesagt, daß er für die Millionen Toten und Krüppel des Krieges spreche und daß kein Krieg mehr sein wird, wenn das Volk regiert.
Sie warfen ihm vor, daß er einen Gewaltfrieden wolle! Er lächelte leicht und sagte: „Jawohl! Mit aller Gewalt will ich den Frieden!" ...
Er wurde zum Tode verurteilt!

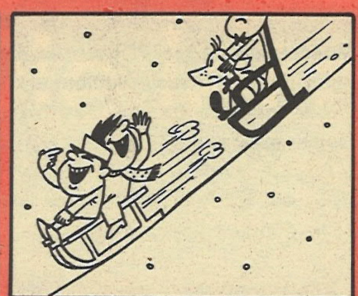
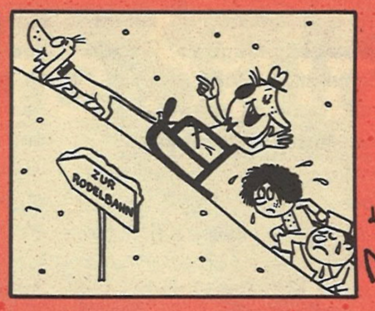
Albin Köbis preßte die Stirn an die Zellentür. Er hatte nicht sterben wollen. Darum war er gegen den Krieg aufgestanden. Er hatte ein besseres Leben für die Armen gewollt. Darum hatte er gesagt: „Wir müssen die Herren stürzen!"
Und nun sollte er sterben. Es gab keinen, der seinen Tod hätte abwenden können. Es gab keinen Weg durch diese Eisentüren, Gitter und mächtigen Mauern. Es gab nichts als den Glauben, daß sein Tod nicht vergebens sein würde ... Als er den Kopf hob und lauschte, hörte er vom Hof her das Schlagen der Autotüren. Ihm kamen die Worte auf die Lippen, die er vor wenigen Tagen an seine Eltern geschrieben hatte. Er sagte sie langsam vor sich hin: „Ich hätte Euch gern noch einmal die Hand gedrückt, zum Abschied, aber ich werde stillschweigend erledigt. Ich sterbe zwar nicht gern so jung, aber ich sterbe mit einem Fluch auf den deutschen Militärstaat ..."
Die letzten Worte gingen unter im Knarren des Eisenriegels. Vier Mann zerrten Albin Köbis aus der Zelle. Auch auf dem Gang noch und im Hof hielten sie ihn an den Armen fest.
Er kniff die Augen zu, geblendet vom Morgenlicht. Er wandte sich zu seinen Henkern um und sagte: „Laßt los! .. Ich brauche keine Stütze!"
Er wurde in ein Auto gestoßen. Auf dem Schießplatz Wahn, unweit von Köln, wartete eine ganze Kompanie.
Die Septembersonne sprang wie ein Feuerball aus dem östlichen Horizont.
Albin Köbis sah die vielen Gewehre auf sich gerichtet und dachte: Die Herren müssen sich sehr fürchten! ...

Jene, die Albin Köbis aufhoben und in sein Gesicht starrten, erschraken; denn in den toten Augen schien der Haß weiterzuleben!

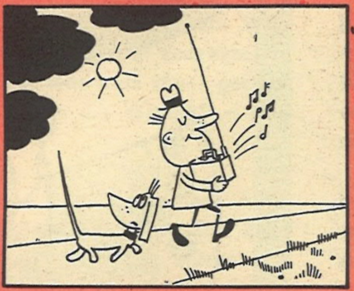
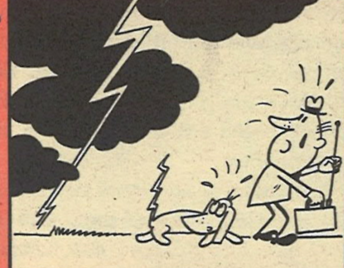


Wer zuletzt lacht...



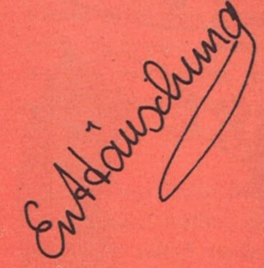
Antenne geerdet

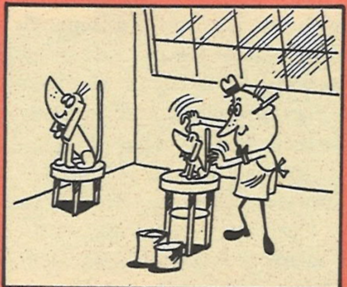



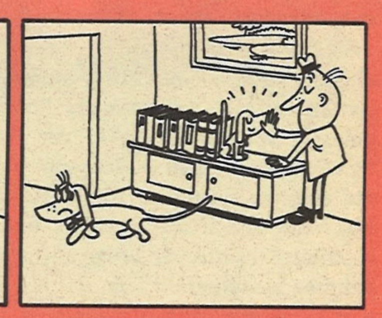




ALI UND ARCHIBALD von Horst Alisch



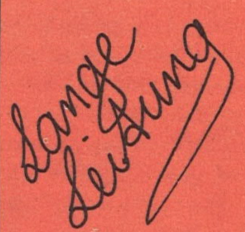





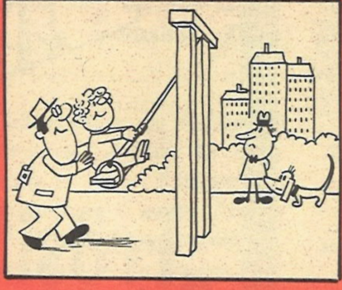
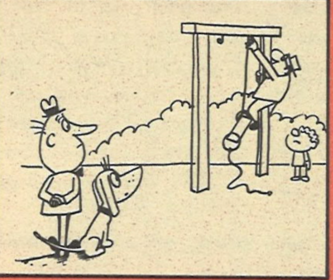
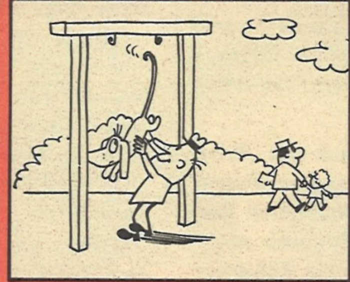
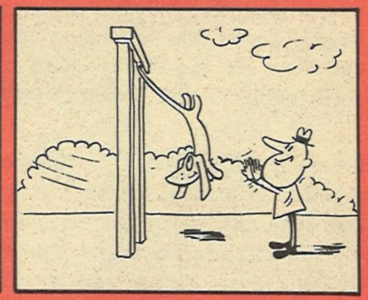


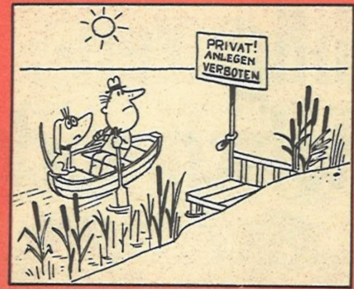


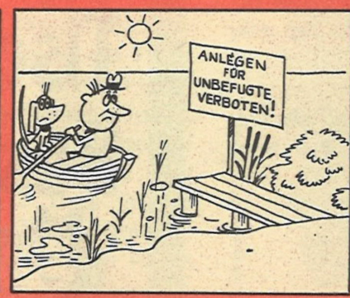


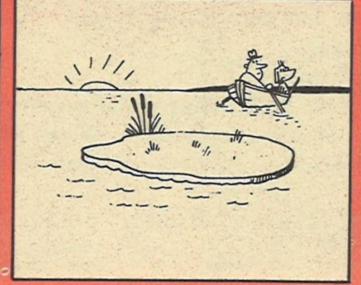
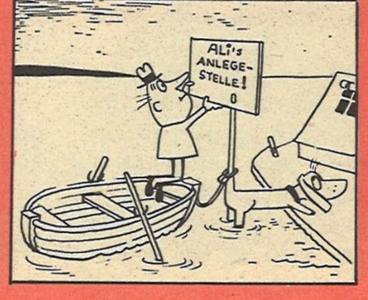


Spielplatz-freuden





Schildbürger

TREFF MIT FRÖSI

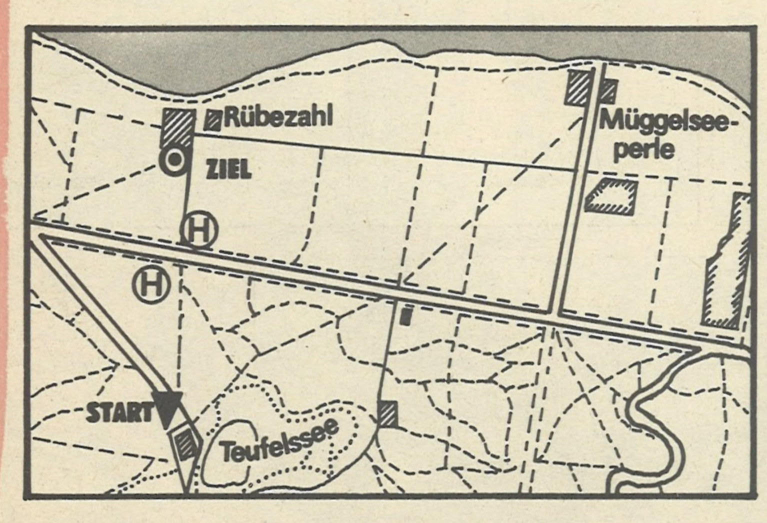
Der OL-Fuchs ist wieder da!

Aufschreiben - Notieren

Sonntag, 27. September 1981



Wanderlustige „Frösi"-Leser aus den Bezirken Frankfurt (Oder), Potsdam und aus der Hauptstadt der DDR, Berlin, treffen sich wieder bei der ND-Orientierungswanderung im Gebiet der Müggelberge (Berlin-Köpenick). Wir treffen uns am Start bei der Gaststätte „Teufelssee" zwischen 8.00 und 11.00 Uhr.
Hier erwarten ND- und „Frösi"-Redakteure sowie Sportfreunde der Berliner Sektionen des Verbandes für Wandern, Bergsteigen und Orientierungslauf alle Wanderer. Du erhältst eine Start- und eine farbige Wanderkarte, in der 18 Kontrollpunkte markiert sind. Davon gilt es, mindestens 6 zu finden.
An den Kontrollpunkten 1 bis 6 sind Fragen zu beantworten.



Ob du an den Kontrollpunkten 7 bis 18 gewesen bist, wird durch Abdruck mit Lochzangen bestätigt.
Wichtig ist, daß die Karte richtig gehalten wird. Die eingedruckten Richtungspfeile weisen nach Norden. Wer sicher gehen will, kann auch einen Kompaß benutzen.
An den Kontrollpunkten sind Postenschirme angebracht und Schilder mit den Fragen bzw. Lochzangen.
Am Ziel, an der Gaststätte „Rübezahl", werden für gefundene Kontrollpunkte und richtige Antworten Tombola-Lose für originelle „Frösi"-Preise ausgegeben. Alle Wanderer erhalten Trostpreise mit Autogrammen von „Frösi"-Autoren.
Auf der Skizze kannst du sehen, wie man zum Start kommt. Die Bus-Linie 27 (Richtung Müggelheim) führt am S-Bahnhof Berlin-Köpenick vorbei. An der Haltestelle „Rübezahl"/„Teufelssee" muß man aussteigen und in Richtung Müggelberge gehen. Nach ungefähr 350 m erreichst du den Start an der Gaststätte „Teufelssee". Dort kann es losgehen. Suche meine Spur!



Reporter Droll besuchte einen

»Schiffchenbauer!«

Text und Fotos: Klaus Trecke

Nein, nein, nicht was ihr denkt! So ein Papierschiffchen kann jeder bauen!
Mir begegnete ein fast ausgewachsenes Schiff, über einen Meter lang, zwanzig Zentimeter breit und vierzig Zentimeter hoch. So richtig für meine Rabengröße gebaut. Sozusagen die „Weiße Flotte" für schwarze Raben!
Aber denkste! Kaum war ich auf das einladende Schiff, das da so ruhig durch das Wasser zog, niedergeflattert, als vom Ufer her aufgeregtes Protestgeschrei kam.
So lernte ich den Steuermann näher kennen. Das ferngesteuerte Schiff war nämlich kein normales, sondern ein originalgetreues preisgekröntes Schiffsmodell, und Mathias Striegler ist zweifacher Weltmeister im Schiffsmodellbausport!



Slalom und Weltmeister

Viel Zeit widmet Mathias Striegler, 16 Jahre jung, seinem Hobby, dem Schiffsmodellbausport.
Angefangen hat diese „Leidenschaft" vor mehr als sieben Jahren. Vater Striegler, selbst aktiver Bastler für den Hausgebrauch, hatte eine Modelleisenbahnanlage in Arbeit und begeisterte Mathias für den Modelleisenbahnbau. Doch in der Station Junger Naturforscher und Techniker in Ludwigsfelde war in dieser Arbeitsgemeinschaft kein Platz mehr zu haben und so ging Mathias zum Schiffsmodellbau – und blieb bis heute dabei.
„Schiffchenbauer", so nennt er sich selbst und stapelt dabei ungeheuer tief! Als ich seine beiden Modelle, einen Mitteltrawler der Fischerei Typ „Okean" und ein Seezeichenkontrollboot SK 64 aus der Nähe besah, setzte sofort mein Schluckauf ein. An solch einem Modell arbeitet Mathias zweieinhalb Jahre lang!

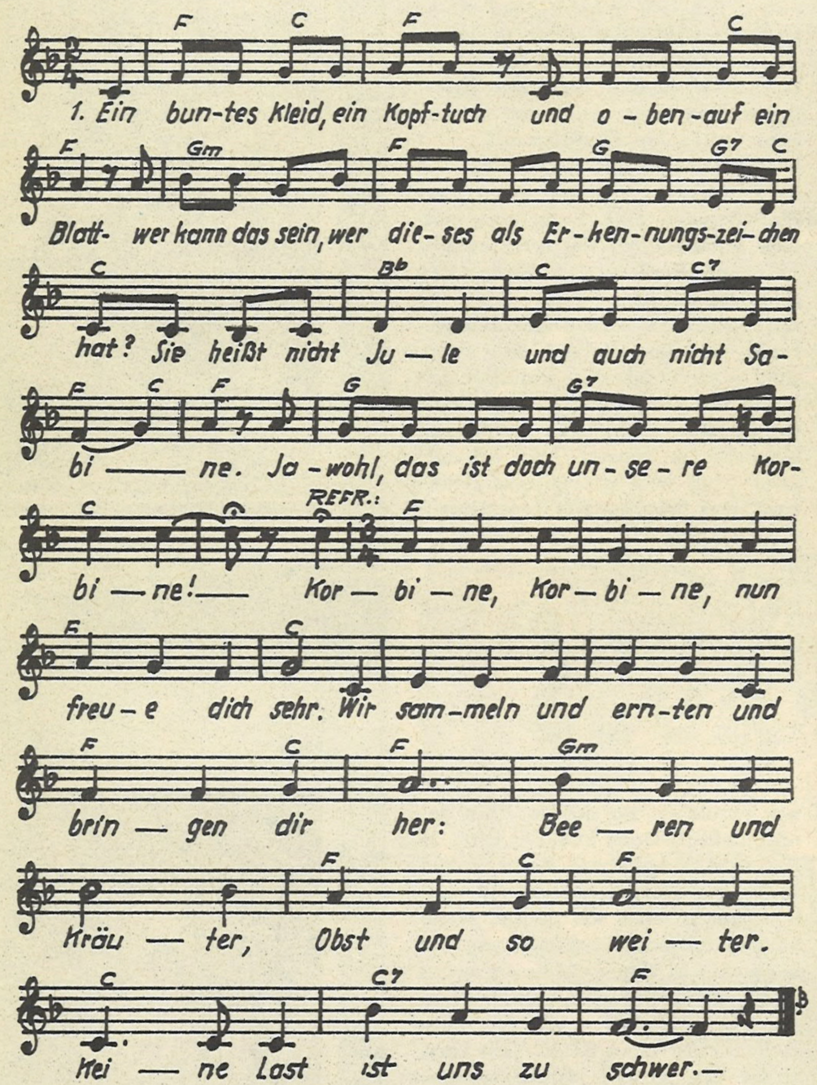
Allzeit gute Fahrt!

Die Frage nach dem Freizeithobby von Mathias erübrigt sich – er bastelt.
„Eigentlich geht fast die gesamte Freizeit für dieses Hobby drauf. Wer weltmeisterliche Leistungen bringen will, der muß auch etwas dafür tun!"
Ja, und am Tage erlernt Mathias im ersten Lehrjahr den Beruf eines Facharbeiters für Fertigungsmittel – Werkzeugmacher sagte man früher zu diesem Beruf. Im Automobilwerk Ludwigsfelde wird er später einmal mit am Lkw W 50 bauen.
In seiner Klasse ist Mathias für die GST-Ausbildung verantwortlich. Und die klappt! Er selbst qualifiziert sich als Tastfunker für seinen Ehrendienst als Soldat auf Zeit bei der NVA.
Eine große Uberraschung war im November vorigen Jahres die Einladung der Genossen des Seehydrographischen Dienstes der DDR an Mathias, einmal ein Seezeichenkontrollboot SK 64 zu besichtigen.
Mathias fuhr an die See, ging an Bord des Schiffes, das er weltmeisterlich im Modell nach exakten Bauplänen gebaut hatte.
Aber noch nie zuvor hatte er dieses Schiff im Orignal gesehen. Was geschah? Mathias rannte den halben Tag mit einem Zollstock an Bord herum, machte seine Messungen und veränderte daraufhin noch einiges an seinem Modell.
So sind eben Schiffsmodellbauer von „echtem Holz und echter Plaste"!
Aus diesen Materialien, dazu noch eine Reihe von Metallteilen, bestehen nämlich die Modelle von Mathias.
Allein am Deck des Seezeichenkontrollbootes hat Mathias zwei Monate gearbeitet, an der Seilwinde einen Monat lang, täglich vier Stunden!
„Man muß zu diesem Sport schon eine Riesenbegeisterung mitbringen, auch in der Lage sein, mal ein nicht so gelungenes Teil wieder wegzuwerfen. Tut weh so etwas. Große Ausdauer benötigt man und sehr viel handwerkliches Können!"
Als Reporterrabe kann ich das nur bestätigen!
Das nächste Modell soll ein Vermessungsschiff des Seehydrographischen Dienstes werden.
Gelassen spricht es Mathias aus. Wieder liegen rund zweieinhalb Jahre Modellarbeit vor ihm. Aber ihr könnt euch darauf verlassen, was Mathias sagt, das hat auch „Bug und Heck"!



Korbine-Lied

Text und Musik: Manfred Heilmann



2. Korbine, dieses Früchtchen, beschäftigt uns gar sehr.
Wir füllen Körbe, Säcke, Töpfe und so manches mehr
mit süßen Beeren, Blättern und mit Blüten.
Ist alles voll, dann nehmen wir auch Tüten.

Kehrreim: Korbine, Korbine, nun freue dich sehr.
Wir sammeln und ernten und bringen dir her:
Beeren und Kräuter,
Obst und so weiter.
Keine Last ist uns zu schwer.

Fotos: Günter Simon

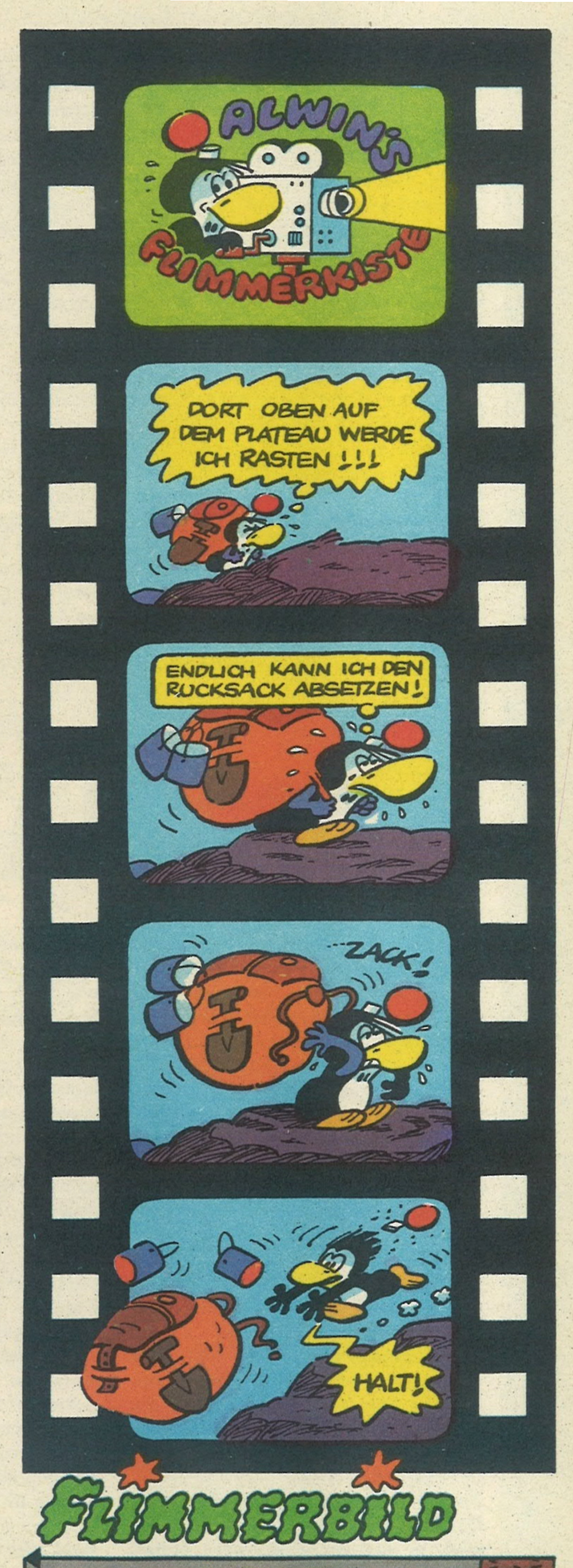


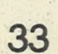








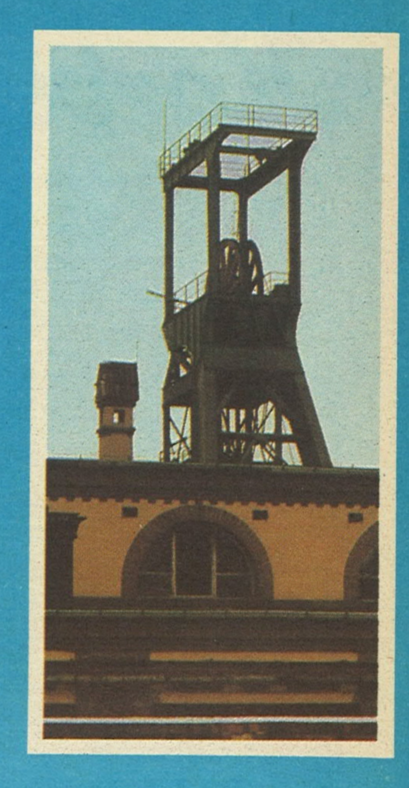




Junge, Junge! Da ist mir nach dem Kondor und der Ohrenspritze doch ein Riesending passiert!
Wollte ich doch neulich die richtige Zeitansage anrufen und rutschte in die neuesten Nachrichten. Tüte, dachte ich, da du ja die Pfennige sowieso los bist, hörste dir mal an, was alles passiert ist. Tatsächlich erregte mich eine Nachricht besonders. In Bleicherode, so hieß es, wäre man besonders stolz auf das Fingerspitzengefühl der erfahrenen Berauber! Ehrlich, ich hatte mich nicht verhört! Da wird jemand beraubt und dann ist man noch froh darüber! Ohne viel Federlesen sauste ich nach Bleicherode. Wen's interessiert – das liegt im nördlichen Teil Thüringens, nicht weit von Sangerhausen, und soll außerdem der Südharz sein.
Hier fragte ich nicht lange, sondern steuerte schnurstracks auf die Volkspolizei zu. Empört beschwerte ich mich über die Moral in Bleicherode. Die Genossen der Volkspolizei ließen mich toben. Dann nahm mich einer von ihnen freundlich lächelnd an die Hand, stieg mit mir in einen Toni-Wagen und schweigend ging die Fahrt zu einem Betrieb.
Für den Volkspolizisten war der Pförtner kein Hindernis. In einem Büro fragte er nach Peter Reinecke. Als dieser erschien, wurde mein Volkspolizist gesprächig. „Hier ist so ein dicker Berliner von ‚Frösi'. Der versteht immer Bahnhof und verwechselt unsere Berauber mit Räubern und Dieben! Kannst du den nicht mal kurieren?"
„Wird gemacht, laß ihn hier, das kriegen wir schon hin!" So leistete ich der Sekretärin Gesellschaft, die ständig nach dem Generaldirektor verlangte. Das gelang ihr auch irgendwann.
Peter Reinecke erhielt für mich eine Genehmigung, und dann brachte er mich in ein betriebseigenes Hotel. „So, mein lieber Tüte", sagte er, „morgen früh um fünf ist die Nacht zu Ende! Ich hole dich ab und dann fahren wir gemeinsam zu den Beraubern in den Schacht!" „Schacht?" – „Ja, du bist mit ausdrücklicher Genehmigung unseres ‚Generals' morgen Gast der Kali-Kumpel des ‚Karl-Liebknecht'-Schachtes Bleicherode!"
Ich war kaputt! Dennoch fragte ich zögernd, ob es tief hinabginge. „Nur ein paar hundert Meter!" meinte Genosse Reinecke. Dann war ich allein. Mit Schlafen wurde nicht viel. Alpträume plagten mich. Schließlich war ich noch nie tiefer als im Hauskeller gewesen.
Um vier Uhr morgens gab ich es auf zu schlafen und wartete brav auf den Abholer. Der kam auf die Sekunde.
Im Schacht brachte mich ein Kumpel zur Kaue. Das ist so eine Art Strippenwaschsaal. An den Seiten mehrere Reihen Seile wie auf einem Segelschiff und dazu Wasch- und Duschgelegenheiten, mehr als für die Haut gut ist. Hier bekam ich meinen Hampelmann. Ein Seil, mit einem richtigen Kleiderbügel. Alles, was ich auf dem Körper hatte, sogar die Strümpfe, wurden hier angebunden und an die Decke des Saales gezogen. Ich erhielt ein Netzhemd, blaue Arbeitskleidung, Schuhe und einen blauen Schutzhelm, wie ihn Gäste tragen.
Die Männer der Frühschicht waren schneller fertig als ich. Im Aus- und Anziehen bin ich noch nie Weltmeister gewesen. Deshalb befand ich mich in dem riesigen Saal bald allein. Schließlich kam Genosse Peter Reinecke. Ganz in Weiß gekleidet, ein Steiger von Kopf bis Fuß. In der Hand hielt er seinen silbernen Fahrstock, an der Seite baumelte eine Kartentasche. Der Fahrstock ist eine Art Hammer mit langem Stiel – wer es nicht wissen sollte.
Mit zitternden Knien folgte ich dem Steiger über die Brücke zum Schacht. Aber es ging nicht gleich zum Fahrstuhl, der hier „Korb" heißt. Zuerst mußte ich mich belehren lassen. Der Gerätewart, Herr Luhe, erklärte mir eine Blechbüchse. Ein Selbstrettungsgerät. Geeignet, sich vor allen Gasen und Sauerstoffmangel in der Grube zu schützen. Dann ging es in die Lampenstube. In Selbstbedienung nimmt sich hier jeder Kumpel seine Lampe aus Metallregalen, in denen sie nach der Schicht aufgeladen werden. Jede Lampe hat zwei Glühfäden. Fällt einer aus, brennt der andere weiter. Ein Wunderding!
Mit Selbstretter und Lampe um den Hals erhielt ich dann noch zwei Blechmarken: eine Fahrmarke und eine Schießmarke. Die erste hängte ich an ein Brett, ehe die Seilfahrt in den Berg begann.
Am Schacht 2, neben der Hängebank, warteten wir auf den Fahrstuhl – eh, Fahrkorb – natürlich. Ein Mann, der Anschläger, bediente eine Glocke. Beim „Halt" des Fahrkorbes bimmelte er einmal (ein Schlag). „Auf" hieß zwei Schläge und „Hängen" drei Schläge. Auf Leuchttafeln war abzulesen, wo sich der Korb gerade befand. Dann kam das Ding. In die zwei Etagen des Korbs sollen 26 Kumpel passen. Ehrlich, mit meinem Bauch hatte ich zu tun, allein hineinzukommen. Verdammt eng und ungemütlich. Unten Schienen, rechts und links Metallwände, vorn und hinten Stahlnetzrollos – wie vom Panzerhemd der alten Ritter. Kein Licht, außer das unserer Grubenlampen. Mit 8 m pro Sekunde stürzte der Korb mit uns in die Tiefe. Auf Sohle 3 in 608 m Tiefe hielt das Vehikel.
Eine riesige Höhle umgab uns hier, die von Scheinwerfern beleuchtet wurde. An ein Brett hingen wir die zweite Marke, zeigten damit an, daß sich Tüte mit Steiger im Berg befand und sockten den Lichtern nach. Ein Schatzberg, sage ich euch, Rot, Orange, Blau und Gelb glitzterte es von den stellenweise mit dicken Stricknetzen bespannten Wänden. Wegweiser zeigten an, wo es hinging.

Fortsetzung folgt

DER BLAUE STRAUSS

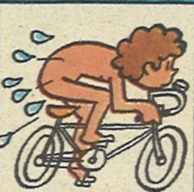
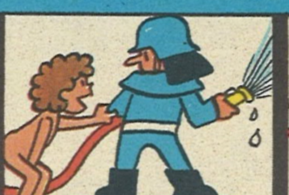


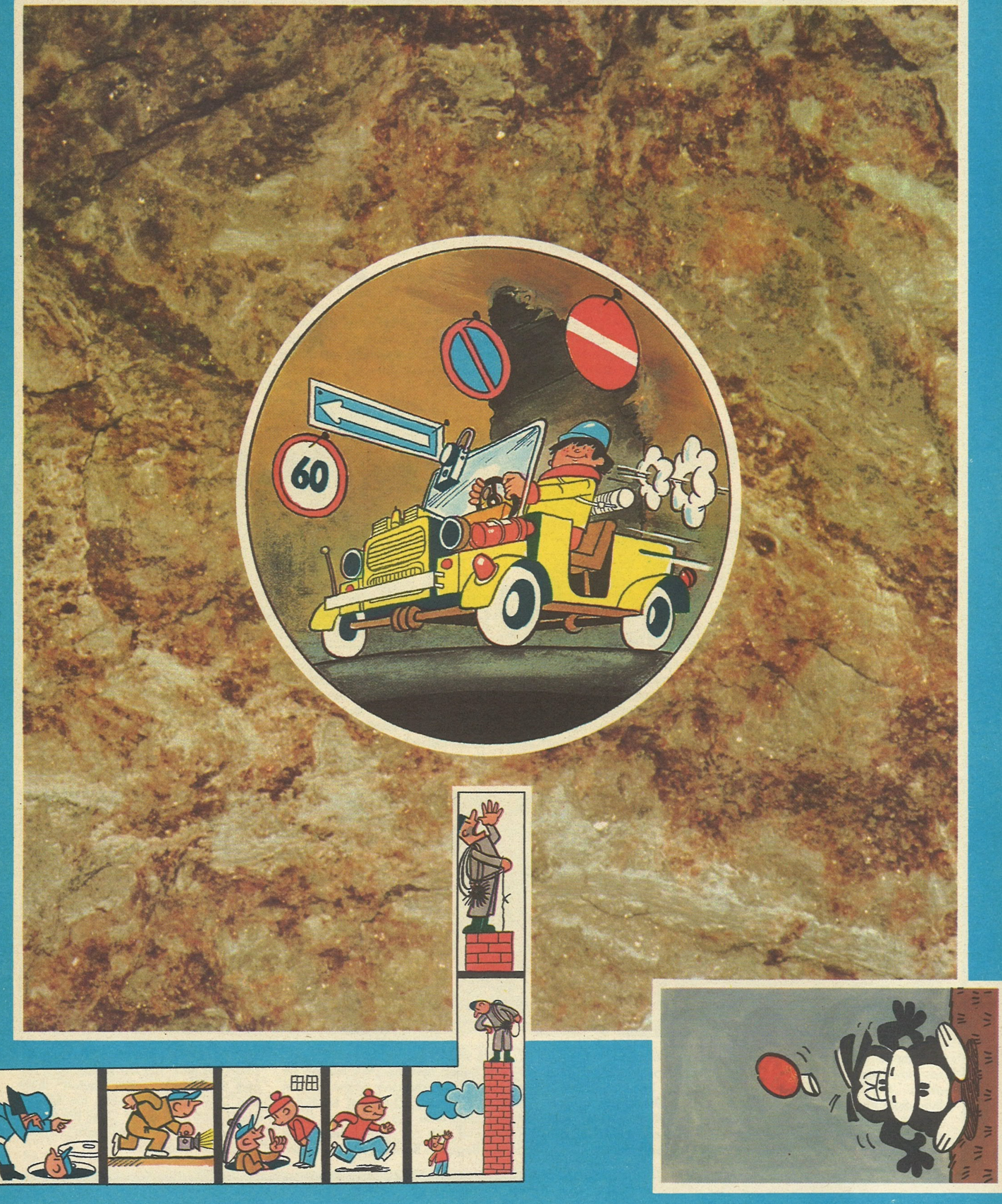
Zeichnungen: Richard Hambach
Fotos: Axel Segner







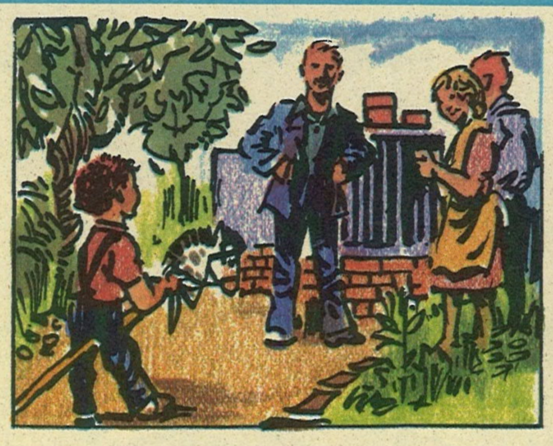


60

DAS ROTE HERZ

TEIL VIII

Gewitterwolken am Horizont

Text: Jürgen Polzin
Zeichnungen: Günter Hain



1. „Das Jahr 1932 beschert uns einen wunderbaren Frühling", seufzt Hanna, „aber am politischen Himmel ballen sich Gewitterwolken zusammen." „Ja", erwidert Klaas, „der Kampf zwischen uns und den Faschisten spitzt sich zu. Entweder es gelingt uns, die Einheitsfront der Arbeiterklasse und aller Antifaschisten zu schmieden, oder die Faschisten gewinnen die Oberhand."



2. „Euer Sohn hat sich wieder ganz gut erholt", lobt Klaas. „Wir tun, was wir können", sagt Hanna, „aber seit wir beide arbeitslos sind, ist Schmalhans Küchenmeister." „Laß nur", tröstet Robert, „wenn unser Nutriapärchen erst Nachwuchs bekommt, geht's aufwärts." Ernst setzt er hinzu: „Viele Leunakumpel sind arbeitslos. Wir müssen für die Wiedereinstellung kämpfen!"



3. „Dazu brauchen wir die Mehrheit im Betriebsrat!" erklärt Klaas. „Die rechten SPD-Leute machen mit den Konzernherren gemeinsame Sache. Sie wollen ihre Wiederwahl damit kaufen, daß sie ein paar Pfund amerikanisches Schmalz an die Leunakumpel verteilen. Darüber haben wir in unserer KPD-Betriebszeitung geschrieben. Aber wir bekommen sie nicht ins Werk. Die Werkspolizei kontrolliert jeden!" „Wir kennen da einen nicht gerade angenehmen, aber sicheren Weg!" sagt Robert.



4. „Wir sind schon richtig hier", flüstert Robert Hanna beruhigend zu. „Und wenn wir uns verirren?" fragt Hanna leise zurück. Robert weist auf den Käfig mit dem Nutriamännchen. „Biberratten haben ein gutes Orientierungsvermögen."



5. „Geschafft!" schnauft Robert. „Wir sind genau an der vereinbarten Stelle. Und die Genossen sind auch da." Er spitzt die Lippen und pfeift die Erkennungsmelodie: ‚Horch, was kommt von draußen rein ...' Das Echo kommt von der anderen Seite von den Freunden zurück.



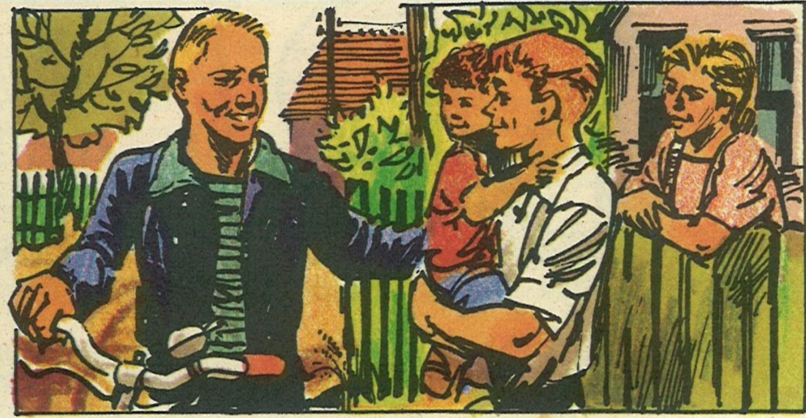
6. Hanna und Robert werden freudig begrüßt. „So aufgeregt war ich lange nicht!" gesteht ein alter Genosse. „Aber jetzt schnell! Die Verteilung ist gut organisiert." Ein Poltern unterbricht ihn. „Seht nur, wie eilig es der Meister hat." „Bis die Werkpolizei hier ist, sind die Zeitungen schon übers ganze Werk verteilt", sagt der alte Genosse. „Aber ihr müßt euch sputen", wendet er sich an Hanna und Robert, „damit sie euch nicht erwischen."

7. „Sie sind uns dicht auf den Fersen!" flüstert Robert atemlos. „Wir müssen sie ablenken!" Entschlossen nimmt er den Nutriakäfig hoch. „Du willst wirklich?" fragt Hanna leise. „Es muß sein", seufzt Robert und wirft das Nutriamännchen in hohem Bogen in Richtung der Verfolger.



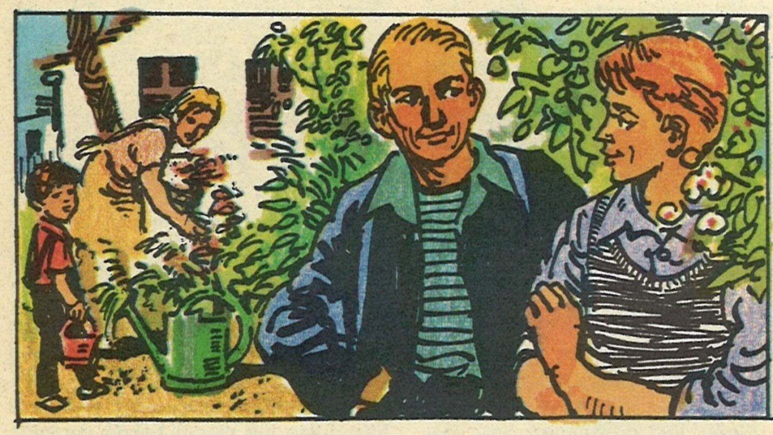
8. „Da vorne hat's eben laut geplätschert, los hin!" ruft der Werkpolizist seinem Begleiter zu. „Pfui, Teufel!" flucht der, „,da, 'ne Ratte war's, ein Riesenbiest! Bloß weg hier!" „Der brenne ich eins auf den Pelz und dann zurück!" stimmt der andere zu.





9. „Die Verfolger haben wir abgehängt", stellt Robert erleichtert fest. „Aber aus unserer Nutriazucht wird wohl nichts werden. Die Polizisten haben ja wie wild auf die vermeintliche Ratte losgeballert."
„Huch!" juchzt Hanna erschrocken auf. „Was hast du denn?" fragt Robert besorgt. „Unser Nutriamännchen ist den schießwütigen Polizisten doch entwischt!" sagt Hanna froh. Der kleine Biber blinzelt beide an. Sie streicheln ihm das Fell.

10. Einige Wochen später kommt Klaas übermütig klingelnd angeradelt. „Sieg auf der ganzen Linie!" ruft er schon von weitem. „Siebzehn unserer Genossen sind in den Betriebsrat gewählt worden!" „Hast du gehört, Max", ruft Hanna ihrem Söhnchen zu, „da werden Mutti und Vati vielleicht bald wieder Arbeit bekommen und Butter und Milch kaufen können!" „Der neugewählte Betriebsrat hat mit Mehrheit die Wiedereinstellung ehemaliger Leunakumpel als wichtigste Aufgabe beschlossen", berichtet Klaas.



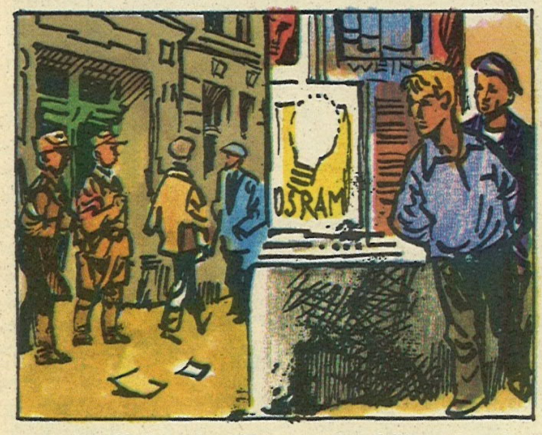




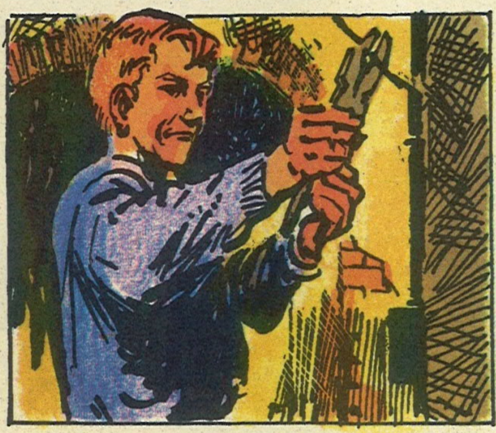
11. „Wenn es nur überall so voranginge!" seufzt Robert. „Im ganzen sieht die Lage nicht rosig aus. Die Nazis bereiten einen großen Wahlrummel in Halle vor. Hitler will sich persönlich als Kandidat für die Reichspräsidentenwahl vorstellen."
„Was? Im roten Herzen Deutschlands will dieser braune Banditenführer seine Lügen verbreiten?" fragt Robert empört. „Das müssen wir verhindern!" „Darüber will ich gerade mit dir sprechen", nickt Klaas zustimmend.

12. „Nieder mit dem Faschismus!" „Wer Hitler wählt, wählt den Krieg!" schallen Sprechchöre über den Halleschen Sarasaniplatz. Brutal gehen SA-Schlägertrupps gegen die antifaschistischen Demonstranten vor. Mit Knüppeln schlagen sie blindwütig auf die Menschen ein.

13. „Die Kommunisten werfen Flugblätter!" tobt ein SA-Führer. „Sofort einsammeln! Sturmtrupps auf die Dächer! Schlagt die Roten zusammen!" befiehlt er mit sich überschlagender Stimme. Damit war für die faschistischen Schlägertrupps das Signal gegeben.







14. „Im Keller des Hauses da drüben ist das Stromkabel für die Lautsprecheranlage angeschlossen", erklärt Klaas. „Wenn wir es kappen, bringen wir den Naziführer zum Schweigen. Aber wie kommen wir ins Haus?" „Ich hab' eine Idee", sagt Robert nach einigem Nachdenken. „Bleib' du hier!" Er geht über die Straße genau auf die SA-Posten zu.

15. Bloß ruhig bleiben! denkt Robert. Dann ruft er dem Führer der SA-Posten zu: „Was stehen Ihre Leute hier herum? Die Roten werfen Flugblätter von den Dächern! Befehl: Sofort die Dachböden durchsuchen!" „Jawoll!" brüllt der SA-Führer gehorsam. „Alle mir nach!"
Scheinbar gelassen geht Robert ihnen nach ins Haus.

16. Da ist das Kabel! Robert bleibt lauschend stehen. Ich werde das Kabel dicht an der Steckdose abschneiden und den Spezialstecker mitnehmen! Robert nimmt alle Kraft zusammen. Er horcht nach draußen. Die Lautsprecher schweigen. Parteiauftrag ausgeführt!

HILFE, TERMITEN!

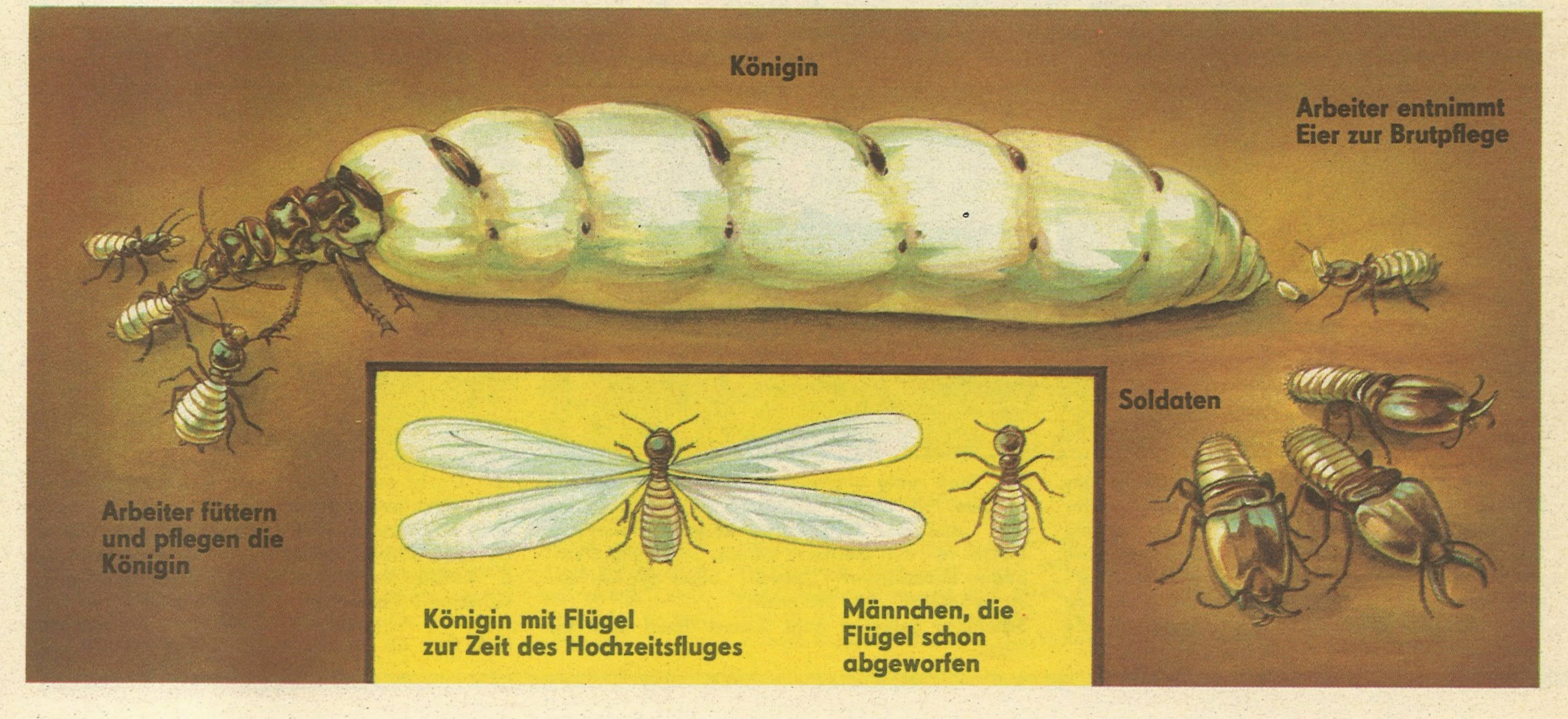
Wie bizarre Hügel, Türme und Pilze sehen die Bauten der Termiten aus, die bei einigen Arten mehr als drei Meter hoch werden. Sie sind so stabil, daß sie nur mit geeigneten Werkzeugen oder durch eine Sprengung zerstört werden können.
Termiten leben in Staaten wie die Ameisen, Wespen und Bienen. Trotzdem sind Termiten nicht mit den Ameisen verwandt. Sie stehen den Schaben näher. Allerdings unterscheidet sie ihr hohes soziales Leben von den Schaben.

Das Königspaar

Die Termiten haben einen König, eine Königin und Untertanen: Soldaten, Arbeiter und sogar Polizisten. Das Königspaar wird von einer besonderen Garde beschützt – den größten Soldaten. Sie halten in gleichmäßigen Abständen die Ehrenwache und lassen nur die das Königspaar bedienenden Arbeiter sowie die für Ordnung sorgenden Polizisten zu ihren Gebietern.
Der König und die Königin befinden sich in einer besonderen, aus sehr festem Material gebauten Zelle. Die Königin ist ein wahres Monstrum, sie nimmt Dreiviertel der Zelle ein. Im Vergleich zu ihr wirkt der König wie ein Zwerg. Er ist 8- bis 9mal kleiner als die Königin. Fast den ganzen zehn Zentimeter langen Körper der Königin nimmt der weiße Hinterleib ein, nur einen Zentimeter lang sind Kopf und Brust. Die Königin ist von zahlreichen Arbeitern umgeben, die ihr pausenlos Nahrung bringen, sie säubern und ihre Eier wegtragen.
Alle zwei Sekunden ergreift ein Arbeiter ein abgelegtes Ei und trägt es durch eine schmale Tür aus der Königinnenzelle in eine der Brutkammern. In ihrem zehnjährigen Leben legt die Königin fast hundert Millionen Eier.
Und der König? Er steht auf hohen, dünnen Beinchen neben der Königin. Die Arbeiter sorgen auch für ihn, aber offensichtlich mit weniger Eifer. Deshalb zwingt er sie von Zeit zu Zeit, ihm mehr Aufmerksamkeit zu widmen, indem er mit dem Kopf stößt. Dann kommt ein Polizist dem König zu Hilfe. Ordnung muß sein!
Die Arbeiter haben eine weiche weiße Haut und keine Augen. Sie bauen den Termitenhügel, beschaffen Nahrung, füttern und säubern das Königspaar und die Soldaten. Sie erziehen die Kinder und sorgen für Sauberkeit in den Unterkünften. Heute nehmen die Wissenschaftler an, daß die Arbeiter ihre speziellen Arbeitsgebiete haben. Diejenigen, die am stärksten sind, leisten die Außenarbeiten, die kleineren verrichten die Innenarbeiten. Alles das machen sie blind.

Die Termitenarmee

Nicht umsonst spricht man auch von Soldatenvereinigungen, die bestimmte militärische Verpflichtungen erfüllen. Hier die wichtigsten Dienste: die Verteidigungstruppe, die Truppe für Massenangriffe, der Wachdienst, der Warndienst. Es gibt sogar ein Baubataillon. Die Krieger unterscheiden sich nach ihrem Körperbau. Die gewöhnlichen Soldaten haben einen sehr großen gepanzerten Kopf mit stark entwickelten langen Oberkiefern. Sie sehen aus, als ob sie Helme tragen. Mit dem großen Kopf verdeckt ein Soldat fast den ganzen Eingang zum Termitenhügel. Beim Angriff wirft er den Kopf vor, preßt die Kiefer fest zusammen und zerhackt mit ihnen alles, was ihm in den Weg kommt. Da die Ameisen, mit denen die Termiten oft kämpfen, die Verteidigungskraft der gewöhnlichen Soldaten kennen, versuchen sie, von hinten anzugreifen, wo die Körper weich und schutzlos sind. Unter den gewöhnlichen Soldaten unterscheidet man große, mittlere und kleine. Die großen Soldaten müssen den Termitenhügel vor äußeren Feinden schützen, die mittleren halten den Etappendienst aufrecht, und die kleinen sind die Polizei. Die Polizisten laufen zwischen den Arbeitern hin und her und sorgen für Ordnung, indem sie den saumseligen Arbeitern mit schnellen Stößen ihres harten Kopfes auf den Rücken Anweisungen erteilen.
Andere Soldaten heißen Großnasen. Man nennt sie so wegen ihres „Stachels" am Kopf, eines Stirnauswuchses. Sie unternehmen Massenangriffe. Manchmal marschieren sie in geordneten Reihen, wobei sie den „Stachel" nach vorn halten, ein andermal werfen sich alle Großnasen vereint auf den Feind. Sie umzingeln den Gegner, verletzen keinen und kitzeln ihn chemisch. Der „Stachel" der Großnasen wird von einer Stirndrüse mit einem Sekret versorgt. Dieses besitzt eine Reizwirkung. Sogar die tapfersten Ameisen beginnen wegzulaufen, wenn sie sehen, daß die Großnasen angreifen.



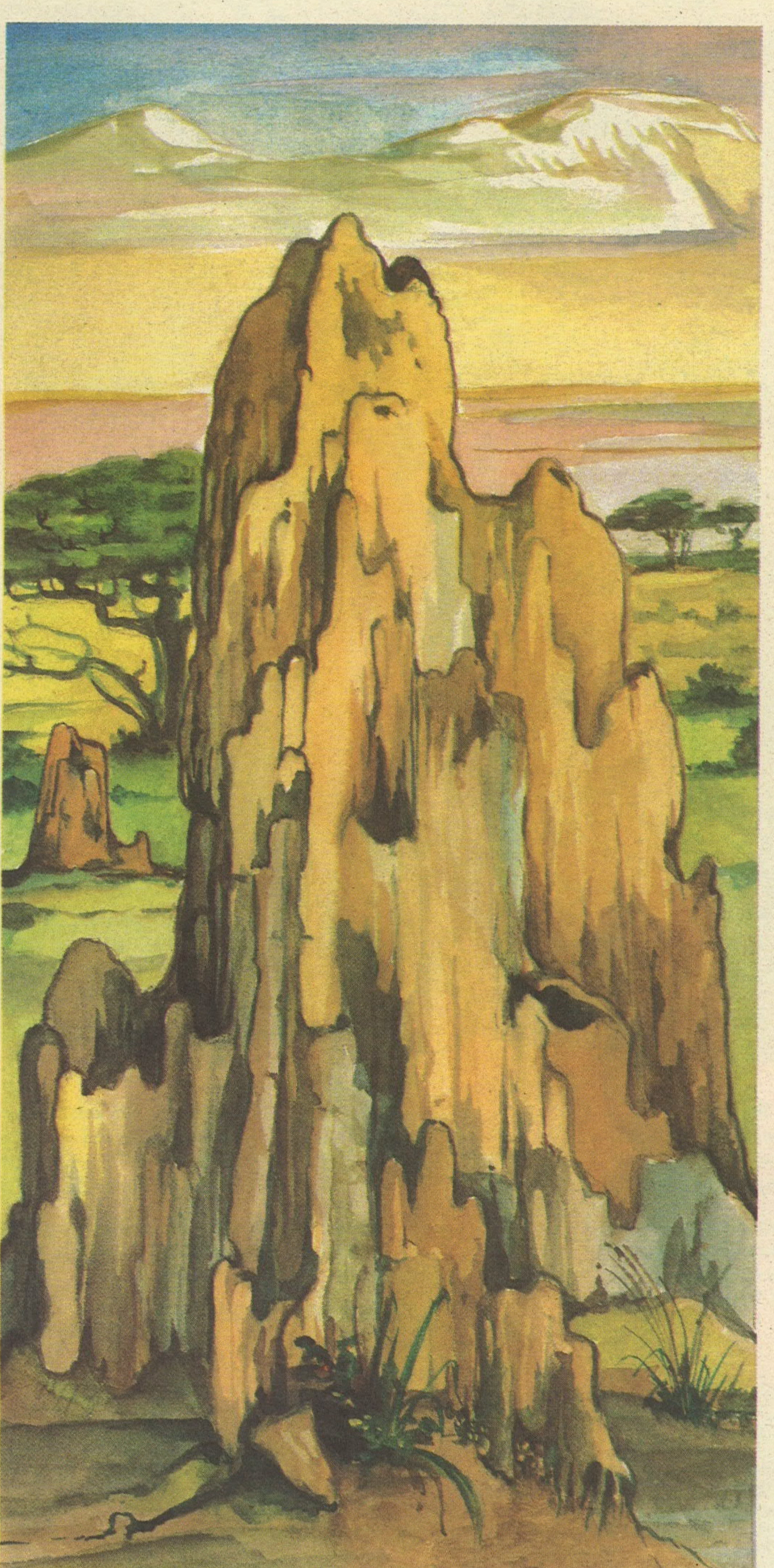
In der Armee der Termiten sind Wach- und Warndienst genau organisiert. Ständig wechseln die Posten, die aufmerksam die Umgebung beobachten. Sobald sie etwas Verdächtiges bemerken, geben sie sofort ein Lautsignal, das mit lautem Zischen aus dem Termitenhügel beantwortet wird. Das stoßen die Soldaten mit den Oberkiefern aus. Wenn ein Überfall auf einen Termitenhügel droht, dann teilen die Warner die Gefahr schnell durch alle Gänge und Räume mit und geben den Ort der Aktion an. Sie klopfen nach einem besonderen Code Warnsignale, die wie in einer Reihe weitergegeben werden.
In Friedenszeiten ist die Armee der Termiten nicht untätig. Die Soldaten mit dem großen Kopf tragen in ihren langen Kiefern die Brut weg, und die Großnasen müssen als Pioniere arbeiten und alte Holzbauten mit ihren Stirnwülsten zerstören. Dafür besitzen die Großnasen die Fähigkeiten von Architekten. Sie bestimmen die Form der zu bauenden Teile des Termitenhügels und der Gänge.
Im Termitenhügel leben auch noch geflügelte Wesen. Das ist die Brut, die zukünftigen Könige und Königinnen. Sie fliegen aus dem Termitenhügel weg, und wenn sie ihre Flügel abgeworfen haben, bilden sie irgendwo ein neues Termitenreich.

Wovon ernähren sich die Termiten?

Termiten sind Pflanzenfresser. Sie verspeisen nicht nur Getreide und Grünpflanzen gern, sondern auch Holzstückchen, Möbel, Bücher und Kleidung. Dadurch richten sie großen Schaden für den Menschen an.
Wenn der Mensch sein Haus eine Zeitlang allein läßt und Termiten hineingelangen, dann ... Nein, alles steht an seinem Platz: Tisch, Sessel, Stühle, die Bilder hängen an den Wänden, die Bücher liegen im Schrank. Nur sind diese Gegenstände von innen ausgehöhlt. Eine papierdünne äußere Hülle erweckt den Eindruck, daß nichts berührt worden ist.
Darin besteht die erste geheimnisvolle Fähigkeit der Termiten – die Spannung der Holzfasern in einem Gegenstand zu spüren. Genau genommen empfangen die Termiten ein Spannungsfeld, von dem wir nichts wissen. Deshalb können sie Holzgegenstände so ausfressen, daß sie nicht zerfallen, solange man sie nicht berührt. Die Termiten können sogar die Kleidung eines schlafenden Menschen auffressen.
Wie wird Holz, Papier oder Stoff im Organismus der Termiten verdaut? In ihrem Darm lebt eine Vielzahl von Einzellern – Geißeltierchen –, die die Zellulose in leichtverdaulichen Zucker verwandeln. Es genügt, die Termiten mit Antibiotika zu füttern und dadurch die in ihnen lebenden Geißeltierchen zu töten. Sie sterben vor Hunger, weil die Späne, mit denen sie ihren Magen gefüllt haben, „unverdaut" bleiben. Die Fermente der Einzeller verwandeln die Zellulose so schnell in Zucker, daß kein Chemiekombinat mit der Biofabrik der Termiten wetteifern könnte.

Wie sehen die Termiten?

Von noch einer staunlichen Eigenschaft der Termiten möchte ich berichten: von ihrer Fähigkeit, sich im Raum zu orientieren und ohne Sehvermögen zu bauen. Auf dem Versuchsweg zeigte es sich, daß die Termiten das Magnetfeld der Erde und das elektrische Feld spüren. So leise sich auch ein Mensch oder ein Tier der Termite nähert, egal von welcher Seite, die Wachen bemerken ihn sofort und schlagen Alarm. In Kriegen mit Ameisen orten die Termiten auf große Entfernung den Gegner. Gleichgültig, ob es hell oder dunkel ist und sogar durch die Wände des Termitenhügels hindurch. Spricht das nicht für das Vorhandensein eines noch nicht entdeckten biologischen Feldes um jedes Lebewesen herum, das wir nicht bemerken, das aber von den Termiten aufgenommen und für das Sehen in der Dunkelheit – auch durch Wände hindurch – benutzt wird?
Es ist durchaus möglich, daß der Mensch früher oder später das Biofeld entdeckt, das von den Termiten empfangen wird.
Viele Termitenarten bauen ihre Nester aus Karton. Sie kleben Holz- und Erdteilchen mit ihren Absonderungen wie mit Zement zusammen. So entstehen feste hygienische Wände. Einige Arten dieser Insekten bauen ihre Hügel nur aus Erdstückchen, die sie ebenfalls mit Absonderungen zusammenkleben. Diese Bauten sind sehr stabil. Im Innern des Termitenhügels werden Säulen, Gewölbe und Bogen gebaut. Dabei wirkt wieder ein unbegreifliches „unterirdisches Sehvermögen", aber dieses Mal nicht das lebender Objekte, sondern das der Baukonstruktionen. Anders läßt es sich nicht erklären, daß die Termiten in der Lage sind, einen Bogen an beiden Enden zu beginnen und richtig zusammenzufügen. Man kann zwei Fähigkeiten der Wahrnehmung für das Zusammenfügen der Gewölbe vermuten. Entweder übermitteln sich die Termiten, die sich an den Enden des Bogens befinden, mit Hilfe einer uns unbekannten Ortung Informationen, oder sie laden das Baumaterial mit einem Biofeld auf, wodurch alle Innenbauten des Hügels für sie sichtbar werden und die Gänge in einem uns unerklärlichen Licht erstrahlen.
In einigen Büchern über Ameisen wird mitgeteilt, daß sie die Fähigkeit besitzen, den Umfang von Gegenständen ohne Sehvermögen zu unterscheiden. Das wird mit dem Vorhandensein eines räumlichen Geruchssinnes bei den Ameisen erklärt. Offensichtlich haben die Termiten auch einen räumlichen Geruchssinn. Jedoch kann man sich auch vorstellen, daß das Empfinden des Biofeldes bei den Termiten und Ameisen im Vordergrund steht.



J. SIMAKOW

Ubersetzung aus dem Russischen: Dagmar Regener

Zeichnungen: Wolf U. Friedrich

ZWIEBELN



In Papier verwickelt liegen
kleine Zwiebelgloben in den Stiegen
unsrer Vorratskammer. Goldner Bast
hält den Globus eingedreht umfaßt.

Aber unter dieser trockenzarten Haut
hat sich feuchte Würze angestaut,
etwa 100 Zwiebelhäute fassen
Tränen etwa für 200 Tassen.

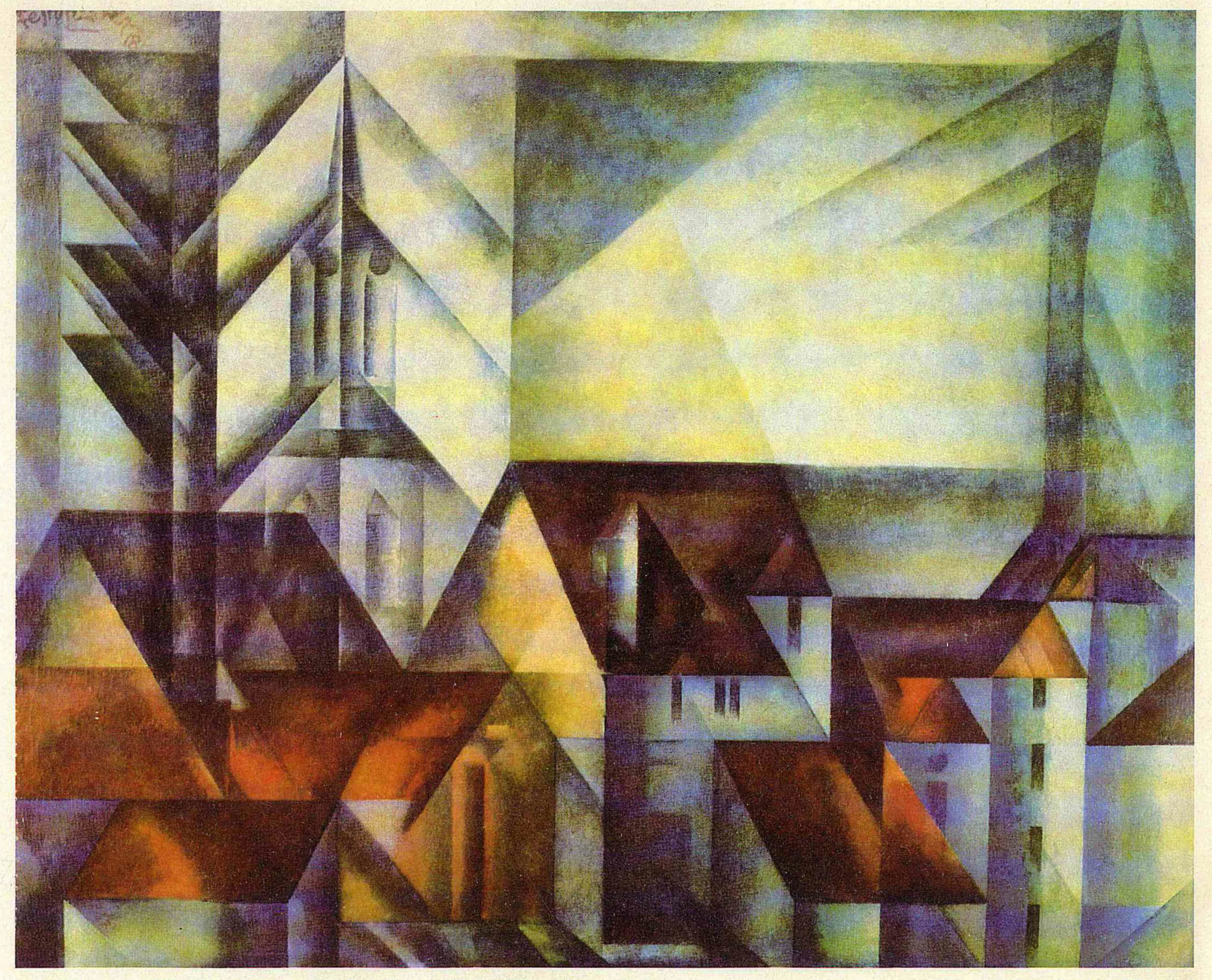
Meine Augen schwimmen. Werden rot.
Zwiebelringe auf dem Butterbrot
(Salz darauf!) – die Tränen sind da schwer
zu vermeiden. Aber: Es schmeckt kräftig.

Wer nicht ißt, dem bleibt das Auge leer,
doch wer Zwiebeln ißt, der weint. Manchmal sehr heftig.

JURGEN BARBER

Foto: Herbert Schier
Zeichnung: JURGEN SCHUMACHER

Redaktion „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold und der Ehrennadel der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Gold. Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr. Gestalter: Vera Kruse. Redakteure: R. Bredereck, U. Brocke, F. Frenzel, OL M. Heilmann, M. Hesse, R. Kegel, A. Kobow, Ch. Meier, L. Simon. Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dipl.-Päd. L. Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, D. Weißpflog. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschick, Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, Ing.-Ök. W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt". Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.



Lyonel Feininger (1871–1956), „Teltow", 1918, Öl auf Leinwand, Staatliche Museen, Berlin

Bild des Monats „Frösi" 8/81